

Theorie und Methode

Poststrukturalistische Forschung

Einer verbreiteten Metapher nach lassen sich Theorien wie Brillen betrachten, durch welche man hindurchschaut und die uns je nach Beschaffenheit der Brillengläser die Wirklichkeit in einem anderen Bild zeigen. Ausgehend von dem Forschungsinteresse der Untersuchung, diskursive Transformationsprozesse mittels einer Diskursanalyse herauszuarbeiten, wird im Folgenden zunächst das für die vorliegende Untersuchung zentrale theoretische Paradigma des Poststrukturalismus in seinen Grundzügen zusammengefasst und theorie-geschichtlich eingeordnet. Da es sich bei der Diskursanalyse um einen Ansatz handelt, dessen methodologisches Fundament bereits vor etwa 50 Jahren – mit Foucaults 1969 veröffentlichten »Archäologie des Wissens« – geschaffen wurde, wird in diesem Kapitel auch auf neuere diskurstheoretische Ansätze eingegangen, die eine praxis- und performativitätstheoretische Dimension von Diskursivierung betonen und den Körper hierbei als einen ›Ort der Macht‹ begreifen, in welchen sich »Körperrhetoriken, -praktiken und -technologien« (Bublitz 2018, S. 7) einschreiben. Anschließend wird die Methodologie diskursanalytischer Forschung beschrieben sowie die konkrete Umsetzung in der Arbeit erläutert. Abschließend wird das in der gesamten Untersuchung verwendete Gendering sowie der aus dem biomedizinischen Kontext stammende Begriff der Intersexualität erläutert.

POSTSTRUKTURALISMUS

Der »Poststrukturalismus« kennzeichnet keine spezielle Theorie, sondern steht vielmehr für eine epistemologische Grundhaltung in der interdisziplinären Forschung, welche am Ende der 1960er Jahre aus den sprachwissenschaftlichen Ansätzen der Annales Schule sowie aus dem Strukturalismus und seiner Hinwendung zur Erforschung kultureller Symbolsysteme und ihrer Bedeutung für verschiedene soziale Institutionen und Handlungsfelder hervorgeht (vgl. Motakef

2017; Bublitz et al. 1999; Keller & Truschkat 2013). Ein zentraler Wegbereiter poststrukturalistischer Ansätze ist der Sprachforscher Ferdinand de Saussure, der in seiner 1916 posthum veröffentlichten Arbeit »Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft« die seit den scholastischen Mönchen in Vergessenheit geratene »Theorie des Zeichens« in der Sprachphilosophie wiederbelebt und so die Moderne Linguistik begründet. Dreh- und Angelpunkt des darin entwickelten Ansatzes stellt die Überlegung einer epistemologischen Differenz zwischen sprachlich Bezeichnendem (»Signifiant«) und Bezeichnetem (»Signifié«) dar: Indem Saussure die Erscheinungen der Wirklichkeit als Produkt eines fortlaufenden Austausches von bezeichnenden und bezeichneten Zeichen versteht, argumentiert er, dass die Verschiedenheiten, welche zwischen den »Dinge[n] in der Welt« (Saussure 1967, S. 143) existierten, Manifestationen sich wandelnder Sprachkomposita darstellten; diese also nicht als vorsprachlich existierende Gegenstände einer apriorisch gegebenen Natur zu verstehen seien, sondern »vor der Sprache« lediglich unerkennbare »Verschiedenheiten ohne positive Einzelglieder« (ebd.) darstellten. Etwa 60 Jahre später veröffentlichte Derrida eine Arbeit, in welcher er Saussures Überlegungen aufgriff und sich darin explizit gegen die in den 1970er Jahren vornehmlich im englischsprachigen Raum einflussreiche »Ordinary Language Philosophy« richtete, welche allen voran von dem Sprachwissenschaftler John Austin und dessen Schüler John Searle vertreten wurde und die in einer interaktionstheoretischen Perspektive nach allgemeinen sozialen Grundmustern in der zwischenmenschlichen Kommunikation suchte. In der aufsehererregenden Kontroverse, die Searle und Derrida in den 1970er Jahren führten (Searle 1975; Derridas Replik 1976), argumentierte Derrida im Anschluss an Saussure und gegen den Austin Schüler, dass die soziale Wirklichkeit, die Menschen durch den Gebrauch von Sprache fortlaufend herstellten, nie eine identische Kopie bzw. Wiederholung (»Iteration«) des bereits Bestehenden leisten könne, jenes kommunikationstheoretische Fundament, das in Austins und Searles Sprechakttheorie von zentraler Bedeutung war. Stattdessen argumentierte er, dass jede Sprache, »um zu sein, was sie ist, in radikaler Abwesenheit eines jeden empirisch festlegbaren Empfängers« (Derrida 1976, S. 134) funktionieren müsse; womit er sich gegen die von Searle konstatierte Voraussetzung einer realen Präsenz der Sprechenden aussprach, da diese in seinen sprachphilosophischen Überlegungen in der Anordnung der Zeichen lediglich selbst als Zeichen in Erscheinung träten. Vorbereitet wurde Derridas Ansatz von der Negation des Subjekts und seiner Auflösung in der Sprache von Lacan (1956), der bereits in den 1950er Jahren die Struktur des »Ich« und des »Unbewussten« in eine Beziehung zur Struktur der Sprache gesetzt hatte, um das soziale Subjekt als nicht biologisch prädestiniertes, sondern sprachlich konstituiertes Wesen zu begreifen.

Während Lacan so aufzuzeigen suchte, dass »Ich« und »Unbewusstes« immer schon nachträgliche, weil verinnerlichte Manifestationen sprachlicher Materialisierungen darstellten, arbeitete sein Zeitgenosse Foucault zeitgleich an einem gesellschaftskritischen Zugang, mit dem er die Existenz von marginalisierten Gruppen als Ergebnis sprachlicher Aushandlungsprozesse begriff. Am Beispiel historisch definierter »Problemgruppen«, darunter die der Wahnsinnigen, Gefängnisinsassen, Homosexuellen und Hermaphroditen, die er im Rahmen seiner Überlegungen als Gruppe der »Anormalen« (Foucault 1974) zusammenfasst, machte er deutlich, dass die Praktiken ihrer Regulierung das Ergebnis einer historisch kontingenten Wissens- und Wahrheitsproduktion und somit von Diskursen mitsamt der mit diesen verbundenen Herrschaftspraktiken wie Inhaftierungen, Tabuisierungen, Verbannungen, Disziplinierungen darstellt.

»Die Diskurse der Geisteskrankheit, der Delinquenz oder der Sexualität sagen uns nicht, was das Subjekt ist, sondern nur, was es innerhalb eines bestimmten, ganz und gar besonderen Wahrheitsspiels ist. Aber diese Spiele drängen sich nicht, einer notwendigen Kausalität oder strukturellen Determinationen folgend, von außen dem Subjekt auf. Vielmehr eröffnen sie ein Erfahrungsfeld, in dem Subjekt wie Objekt nur unter bestimmten gleichzeitigen Bedingungen konstituiert werden, unablässig ihr Verhältnis zueinander modifizieren und damit das Erfahrungsfeld selbst verändern.« (Foucault 2005a, S. 502)

Anders als in der gehobenen Alltagssprache bezeichnen Diskurse somit in der poststrukturalistischen Diskurstheorie kein strukturiertes Gespräch oder eine thematisch orientierte Diskussion, sondern sind vielmehr als Praktiken der Materialisierung zu begreifen, »die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen.« (Foucault 1978b, S. 88) Sie lassen sich als Produktionsstätten der Wirklichkeitserzeugung durch Praktiken der Wahrheitserzeugung verstehen. Ein Diskurs, im Foucault'schen Sinne, meint streng genommen eine Menge von »Aussagen« (bei Foucault »enoncé«, epistemische Elemente oder auch Wissenssegmente), »die einem gemeinsamen Formationssystem angehören, also ein Formationssystem von Wissenssegmenten, die die Produktionsbedingungen für Äußerungen steuern und Produktions-, Strukturierungs- und Ausschlussmechanismen indizieren.« (Fraas & Klemm 2005, S. 3; vgl. auch Busse 2000, S. 40) Somit lassen sich Aussagen im Kern als »Materie des Diskurses« (Renn 2012, S. 45) insofern begreifen, als unspezifische Gegenstände durch Sprache vergegenständlicht, also materialisiert werden, und im Rahmen einer sprachlichen Erfassung immer auch erst als solche klassifiziert und dieser Klassifikation unterworfen werden.

Vor diesem Hintergrund nimmt der poststrukturalistische Diskurs-Begriff – anders als etwa der Diskurs-Begriff, welcher im Rahmen von Habermas' Theorie des Kommunikativen Handelns entwickelt wird und sich primär auf die Strukturen der interaktiven Kommunikation bezieht – die Praktiken der Erzeugung von ›Wahrheit‹ und die aus der erzeugten Wahrheit hervorgehenden bzw. damit einhergehenden Machtverhältnisse in den Blick. Damit konstatiert Foucault im Rahmen seiner Überlegungen auch keine Differenz zwischen Diskursen *und* Praktiken, sondern betont stattdessen ihre strategische Verwebung innerhalb von Macht-Wissen-Regimen, welche er wiederum als ein heterogenes Ensemble sowohl von dinglichen, als auch körperlichen, architektonischen, juristischen, affektiven, moralischen etc. Materialisierungen begreift und welche in seinen Überlegungen in ihrem strategischen Zusammenwirken ein »Dispositiv« formieren, das er selbst als »Netz« zwischen den verschiedenen »Elementen« versteht.

»Was ich unter diesem Titel [bezugnehmend auf die Arbeit »Dispositive der Macht«, D.K.] festzumachen versuche, ist erstens ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische, philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wohl wie Ungesagtes umfasst. Soweit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann. [...] Das Dispositiv hat also eine vorwiegend strategische Funktion.« (Foucault 1978b, S. 119f.)

»Macht« im Foucault'schen Sinne meint in Abgrenzung zum herrschaftlich besetzten Macht-Begriff der Frankfurter Schule, welcher bis dahin den kritischen Diskurs prägte, ein ubiquitäres Gestaltungspotential, das ein quasilogisches, selbstevidentes und plausibel erscheinendes »Feld von Möglichkeiten« (Foucault 2005, S. 255) erschafft, welches die gesellschaftlichen Strukturen sowie die sozialen Beziehungen der Menschen gleichermaßen durchdringt und diesen immanent ist. Oder mit Geneviève Rail und Jean Harvey (1995): »Power is not ascribable to a class that would possess it. Rather, power circulates through a network of individuals; it is omnipresent; it is in everyone; it is immanent in the structuralist sense of the term.« (S. 166) Mit dieser Haltung negieren poststrukturalistische Ansätze in ihrer konstruktivistischen Ausrichtung die Annahme einer natürlich gegebenen, originären oder ahistorischen Wirk- und Körperlichkeit und rücken stattdessen empirisch rekonstruierbare Materialisierungsprozesse in den Fokus der Analyse. Vor diesem Hintergrund stellt eine zentrale Frage des Poststrukturalismus dar, wie Herrschaftseffekte und -ordnungen praktisch verwirk-

licht, aber auch praktisch unterwandert, stabilisiert und transformiert werden können.

Seit den 1990er Jahren hat insbesondere Butler im Rahmen ihrer Arbeiten an die Überlegungen Derridas, Lacans und Foucaults angeschlossen und diese speziell für Analysen von Geschlechter- und Sexualitätsdiskursen fruchtbar gemacht. Mit Fokus auf die Unterscheidung von Geschlecht argumentiert sie, dass die im Alltagswissen zirkulierende Vorstellung von einer Natur der Geschlechter in historischen Machtgeflechten begründet liegt, welche in spezifischen Diskursen, die sie mit Foucault als »Instanzen der Macht« (Butler 1995, S. 23) begreift, produziert werden und die sich mit verschiedenen sozialen Einrichtungen, Institutionen, Gesetzen, Medien, politischen Programmen sowie wissenschaftlichen Theorien zu einem »strategischen Imperativ« (ebd.) zusammenschließen. Der von Butler eingebrachte theoretische Impuls besteht vor allem darin, Derridas und Foucaults Überlegungen miteinander zu verbinden und so einer weitreichenden theoretischen Modifikation und Erweiterung zu unterziehen: Anders als Foucault, der die Frage nach einer Ordnung der Dinge primär archivalisch und auf der Grundlage historischer Diskurse aufarbeitet, akzentuiert Butler (1993, 2002), dass sich die »Macht« nicht nur über Sprachpraktiken, sondern ferner über Körperpraktiken, das heißt performativ, stabilisiert und soziale Ordnungssysteme über eine »gelebte« Präsenz von Körpern fortlaufend erneuert und stabilisiert werden. Auf diese Weise hat ihr hierfür entwickeltes Konzept der Performativität den »Grundstein dafür [gelegt], nicht nur, wie Noam Chomsky und Jürgen Habermas, die performanztheoretische Dimension von Sprache zu fassen oder, wie Austin und Searle, das Performative allein im Sprechakt zu verorten, sondern das Sprechen selbst als eine körperlich fundierte, machtabstabilisierende oder unterlaufende Performance zu begreifen.« (Klein & Göbel 2018, S. 11)

Vor dem Hintergrund dieser kursorischen Skizze steht der Terminus »Poststrukturalismus« folglich für eine Reihe von unterschiedlichen theoretischen und methodischen Ansätzen, die im Kern auf der Annahme einer konstitutiven Beziehung zwischen Sprache, Wissen und Macht und ihrer Verquickung in konkreten Materialisierungen beruhen, die als Macht-Wissen-Komplexe untersucht werden. Damit wenden sich poststrukturalistische Untersuchungen vielfach in einer machtanalytischen Perspektive der Erforschung sprachlicher Praktiken der Erzeugung von Ordnungen und Hierarchien in verschiedenen sozialen Feldern zu, welche sie mittels induktiv-hermeneutischer Verfahren als Macht-Wissen-Komplexe zu dechiffrieren versuchen. Zusammenfassend bildet ihr Zentrum somit der Grundsatz, dass Diskurse soziale Wirklichkeit nicht bloß beschreiben, erörtern oder abbilden, sondern vielmehr die sprachlichen Prozesse ihrer Verhandlung gleichsam konstitutiv sind für ihre konkrete materielle Ausformung,

ihre Bewertung, Wahrnehmung, Klassifikation, Problematisierung etc. Die dahinterstehende Idee ist somit, dass verschiedene Erscheinungen, wie etwa *der* Geschlechtskörper oder *die* Intersexualität, als diskursive Materialisierungseffekte zu begreifen sind, welche einerseits erzeugt werden, sich die materialisierenden Diskurse gleichzeitig aber auch über den »eigenen« Geschlechtskörper reproduzieren. In dieser Sichtweise lässt sich der Körper auch als jene Stätte begreifen, wo die Macht in ihrer unmittelbaren materialisierten Gestalt vorliegt und über das Körperliche fortlaufend reproduziert wird. Im Anschluss an Robert Gututzer (2017) soll in der Arbeit somit auch von »Körperpolitiken« gesprochen werden, welche mittels diskursiver Praktiken wie der medialen und medizinischen, aber auch juristischen Wahrheitserzeugung – im Sport etwa mittels einer fortlaufend wechselnden Geschlechterpolitik der Verhandlung des intersexuellen Körpers seitens der Weltsportverbände oder den sich ändernden medizinischen Praktiken der Vermessung »passabler« Geschlechter – Grenzen zwischen legitimen und illegitimen Körpern erzeugt und so normale und anormale Körper erst hervorgebracht werden.

POSTSTRUKTURALISMUS UND SPORT

Unter Einfluss poststrukturalistischer Ansätze und ihre Akzentuierung des Körpers als zentralen Ort, hat der Poststrukturalismus zur Wende in das 21. Jahrhundert einen regelrechten Paradigmenwechsel in den Sozial- und Kulturwissenschaften eingeläutet, den »Body Turn« (Gututzer 2006), welcher in der internationalen Soziologie in der Gründung zahlreicher körperfokussierter Abteilungen in Erscheinung trat: In Deutschland z.B. in der Gründung der Sektion »Soziologie des Körpers«, welche sich 2005 mit der »Soziologie des Sports« zur Sektion »Soziologie des Körpers und des Sports« zusammengetan hat. Mit dem Fokus auf den Körper eröffnen poststrukturalistische Ansätze vielfältige Zugänge auch zum Sport, um Subjektivierungsprozesse sowie den ihnen zugrundeliegenden Diskursen und/als Körperpraktiken innerhalb eines genuin körperbetonten Feldes nachzugehen und diese als Materialisierungen von Macht-Wissen-Formationen zu dechiffrieren. Unter diesem Einfluss zeichnet sich seitdem ein heterogener wissenschaftlicher Zugriff auf den Körper und das Körperliche im Kontext des Sports ab, deren wissenschaftliche Akzentuierungen stark mit den Entwicklungen zusammenhängen, die Foucaults Werk sowie die in diesem weiterentwickelte Heuristik durchläuft und welche von einer frühen, stark wissenssoziologisch ausgerichteten Schaffensphase bestimmt wird, die sich über die 1960er Jahre erstreckt und von den drei Arbeiten »Die Geburt der Klinik« (1963), »Die Ord-

nung der Dinge« (1966) sowie die »Archäologie des Wissens« (1969) markiert wird. Ab den 1970er Jahren wird die hier eingenommene Perspektive zunehmend von subjekt- und körperfokussierten Untersuchungen abgelöst, welche statt ausschließlich die Transformationen von Wissenssystemen zu fokussieren – bei Foucault insbesondere Medizin, Biologie, Ökonomie und Recht – die Individuen selbst in das Zentrum rücken und den Prozess ihrer sozialen Selbstwerdung als Technologien des Selbst und Praktiken der Subjektivierung reflektieren. Im Zentrum stehen hier insbesondere die 1975 erschienene Arbeit »Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses« sowie die in den 1980er Jahren veröffentlichte Reihe zur »Sexualität und Wahrheit«.

Vor diesem Hintergrund zeichnet sich die gegenwärtige poststrukturalistische Erforschung des Sports dadurch aus, einerseits in Anlehnung an die erste Schaffensperiode Foucaults primär Diskurse als jene zentralen Erscheinungen zu begreifen, in denen sportive Körper mittels einer spezifischen Wissensproduktion normiert, ästhetisiert und reguliert werden; in der vorliegenden Untersuchung etwa in medialen sowie medizinischen Diskursen. Andererseits zeigt sich dieser Trend in der Orientierung an Foucaults späterer Schaffensperiode und einer Hinwendung zu den sportiv-tätigen Subjekten selbst, um Subjektivierungsprozesse auf der Grundlage konkreter körperlicher Praktiken zu eruieren, womit Diskurse wiederum als performative sowie auch biographische Materialisierungen verstanden werden, die in der Lebensgeschichte der Subjekte (z.B. Query & Krane 2017) sowie auch in den Praktiken ihrer Körper in Erscheinung treten (u.a. Brümmer & Alkemeyer 2018; Brümmer & Mitchell 2014; Krämer 2018b).

In Anbetracht dieser Entwicklungen sprechen die Kulturwissenschaftlerinnen Geneviève Rail und Jean Harvey (1995) auch von zwei einflussnehmenden Momenten des Poststrukturalismus auf den Sport, welche sich in einem direkten und indirekten Einfluss äußern: Indirekt zeigt sich der Einfluss etwa daran, dass sich im Anschluss an poststrukturalistische Ansätze verschiedene Theorieströmungen ausdifferenziert haben, wie die Cultural Studies, die Postkoloniale Theorie oder die Feministische Theorie, welche seitdem von der interdisziplinären Forschung herangezogen werden, um den Sport einer machtanalytischen Prüfung zu unterziehen. Der direkte Einfluss zeigt sich dann daran, dass der praktisch tätige Körper selbst in das Zentrum der Untersuchungen gerückt ist und hier neue theoretisierende Zugänge zu Aspekten wie Bewegung, Körperlichkeit und Performativität geschaffen wurden. Hierbei eignet sich der Sport für eine poststrukturalistische Untersuchung in besonderer Weise, als er den Körper im Zentrum des Geschehens positioniert und diesen hier mehr als in anderen Feldern als eine performativ in Erscheinung tretende Figuration von Macht thematisiert. Mit Verweis auf Foucaults Schaffensphasen und der in diesen entwickelten Betrachtun-

gen argumentieren die Autorinnen weiter, dass seine Überlegungen von zentraler Bedeutung sind, geht es darum, den Sport als ein soziales Handlungsfeld zu reflektieren, in welchem Körper mittels Praktiken sowohl der äußeren als auch inneren Regulierung zu produktiven Körpern (geformt) werden. In diesem Sinne weisen sie darauf hin, dass verschiedene sportive Praktiken, wie regelmäßige Dauerläufe im Park, das Hanteln-Heben im Fitnessstudio oder das Perfektionieren einer Figur im Ballett, nicht bloß als zweckdienliche, freizeitlich-aufgefasste oder selbst-gewollte Bewegungen zu verstehen seien, sondern die Bewegungen des Körpers selbst als Praktiken der sozialen Selbstwerdung (etwa durch Selbstdisziplinierung) zu betrachten sind, welche durch ein freiheitsbetonendes und positives Gefühl der individuellen Zustimmung ein gesellschaftliches Ideal rekonstituieren. In dieser Perspektive lassen sich auch individuelle sowie affektive Anteilnahmen am Sport, wie das Gefühl der Motivation, der Wunsch nach einem stärkeren und fitteren Körper oder eine Selbstdisziplin zum regelmäßigen Sport treiben, ihrerseits als Technologien des Selbst begreifen, in dem diese über eine verinnerlichte Haltung zum Sport einen sozialen Idealkörper realisieren und so den in einer Zeit geltenden gesellschaftlichen Zielvorgaben von Produktivität, Attraktivität und Selbstoptimierung im und über den Sport verwirklichen. In diesem Sinne lassen sich auch spezifische zeitgenössische Einrichtungen, wie etwa der nationalsozialistische Reichssport, die kommunistische Fizkultura oder auch die scheinbar freiheitlich gelagerten sportiven Betätigungsfelder in der Spätmoderne wie Risiko- und Trendsportarten, Fitnessstudios oder E-Sports, als zeitgenössische Beispiele dafür heranziehen, wie über den Sport und die in ihm tätigen Körper spezifische Körperpolitiken verwirklicht und durch die Formung einzelner Körper gesellschaftlich produktiv gemacht werden. Dabei besteht der zentrale Wirkmechanismus der Macht, so Rail und Harvey weiter (S. 167ff.), weniger in einer direkten Unterwerfung (»repression«) als vielmehr in der Strategie der Normalisierung (»normalization«): Individuen, die Sport treiben, tun dies in der Regel nicht, weil sie müssen, z.B. aus gesundheitlichen Gründen, sondern weil sie dies wollen und der Meinung sind, dass dies zu einem guten, erfolgreichen und glücklichen Leben dazugehört. In diesem Sinne handelt es sich um eine positive Macht, welche sich nicht im Zwang des Müssens und der direkten Unterwerfung zeigt, sondern in der subtilen Motivation, über einen Idealkörper ein ›Idealselbst‹ verwirklichen zu ›wollen‹ und dieses mittels Sports zu erreichen.

Im Anschluss hieran haben seitdem verschiedene Autor*innen den heterogenen Mehrwert poststrukturalistischer Ansätze für Untersuchungen zum Sport verdeutlicht. Nancy Theberge (1991) etwa konstatiert im Rahmen ihrer Forschungen, dass Foucaults genealogische Methode für die Analyse von diskursiven Konstruktionen von Geschlecht im Sport hilfreich sei und macht am Beispiel

des Medizindiskurses deutlich, dass dieser einen doppelten Einfluss auf die sportiven Körper nimmt, als er einerseits Geschlechterkategorien als ontologische Klassifikationssysteme bezeugt und sich die medizinische Taxierung ferner in dem subjektiven Bewusstsein äußert, selbst stimmiger Teil eines frauen- bzw. männergerechten Sports zu sein (wie etwa Fußball, Ballett oder Synchronschwimmen). Cheryl Cole (1991) konstatiert, dass poststrukturalistische Zugänge insbesondere für eine Analyse der hegemonialen Diskurse des Sports hilfreich seien, welche sie, wie Theberge, neben dem Mediendiskurs im Medizindiskurs identifiziert. Eine einflussreiche poststrukturalistisch fundierte Analyse zum Sport legte bereits am Ende der 1980er Jahre der französische Soziologe Michel Dostie (1988) mit der Arbeit »Les corps investis« vor. In der sich über fünf Kapitel erstreckenden Monographie zeigt er, wie sich im Sport historische, politische sowie sexualisierende Diskurse über einen biologischen Körper miteinander verstricken und einen Machtdiskurs formieren. Honi Haber (1996) rekurriert auf Foucaults Konzept des »Blicks« (entlehnt aus der Arbeit »Die Geburt der Klinik« und des darin entwickelten Konzepts des »ärztlichen Blicks«) und geht mit diesem auf das Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern am Beispiel des Bodybuildings ein. So macht sie deutlich, dass muskulöse, gewichthebende Frauenkörper nicht nur mittels rhetorischer Adressierungen diskursiv reguliert werden, sondern die Diskurse ferner eine affektive Wirkung auf die männliche Klientel ausübten; etwa, indem der muskelbepackte Frauenkörper durch die affektive Reaktion des Schocks und Schockmoments im männlichen Blick sanktioniert, diszipliniert und so reguliert werde. In diesem Sinne sei der affektiven Reaktion eine soziale Vorstellung von geschlechtsspezifischen Zuständigkeitsbereichen immanent, die im Anblick von muskulösen Frauenkörpern gleichsam als Reaktion auf ein sozial codiertes Ungewohntes und Irritierendes in Erscheinung tritt. Ähnlich untersucht Holly Thorpe (2008) die in Diskursen hergestellte Konstruktion von Weiblichkeit am Beispiel des Snowboardens und geht mittels ethnographischer Beobachtungen darauf ein, wie sich Frauen zu den ihnen diskursiv zugewiesenen Subjektpositionen positionieren. Sie zeigt, dass Mediendiskurse einen unmittelbaren Einfluss sowohl auf die strukturelle Ausgestaltung als auch die individuelle Erfahrung des Sports ausüben. Indem sie insbesondere einen Blick auf sexistische Geschlechterdiskurse richtet und die darin konstruierte »Vermännlichung« von Snowboarderinnen in den Blick rückt, zeigt sie, dass Diskurse, in denen Geschlechter und ihre Körper verhandelt werden, in unmittelbarer Beziehung mit den verhandelten Subjekten stehen und sich somit keine trennscharfe Abgrenzung zwischen Sprache und Selbst vornehmen lasse: Damit sei der weibliche Snowboard-Körper zugleich »object and a subject of media power relations.« (S. 199)

Zudem entstehen bereits seit Ende der 1980er Jahre verschiedene Untersuchungen, welche einen kritischen Blick insbesondere auf die Medikalisierung von Geschlecht im Sport richten. So stellte etwa die Sporthistorikerin Gertrud Pfister in ihrem 1989 erschienen – und 2017 aktualisierten – Beitrag »Die Anfänge des Frauensports im Spiegel der Sportmedizin« eine de-naturalistische Perspektive auf den Frauensport ein, in welcher sie deutlich macht, wie Sport treibende Frauen seit den Anfängen des modernen Sports diskursiv als ungewöhnliches Randphänomen im Sport sichtbar gemacht werden und wo medizinische Expertisen am weiblichen Körper eine genuine Unfähigkeit zum Sport treiben verhandelten. Damit konnte Pfister zeigen, inwiefern medizinische Lehrmeinungen sowie ärztliche Praktiken und Diagnosen einen medizinischen Zeitgeist formieren, in welchem geschlechtsspezifische Zugänge zum Sport mittels Aussagen über natürliche Befähigungen reguliert wurden und diese wiederum mit der gesellschaftlichen Körperpolitik einer Zeit korrespondieren.

In diesem Sinne schließen die o.g. Ausführungen auch an das an, was Philipp Sarasin (2001) im Anschluss an Foucault beschreibt, wenn er konstatiert, dass »die härtesten Differenzdiskurse in der Moderne ihren Ausgangspunkt immer beim Körper« (S. 16) nehmen. In diesem Sinne zielt eine körpersoziologische Betrachtung, die am Beispiel der Intersexualität immer auch eine Grenzziehung von Gesundheit und Krankheit auszuloten sucht, darauf ab, jene mit der hergestellten Vorstellung vom »Gesunden« und »Kranken« einhergehenden Praktiken der Differenzierung in den Blick zu nehmen. Vor diesem Hintergrund stehen Foucaults Überlegungen wie keine Zweiten für eine machtanalytische Perspektive auf diskursiv hergestellte Exklusionsmechanismen, die im Rahmen objektiver Körperzentrierungen organisiert und bezeugt werden. Er selbst spricht in diesem Sinne in einer seiner späteren Arbeiten auch davon, dass die moderne Herrschaftsform der einer »Somokratie« gleiche, für die die »Pflege des Körpers, die körperliche Gesundheit, die Beziehung zwischen Krankheit und Gesundheit [...] zu den Zielsetzungen des staatlichen Eingreifens gehört.« (Foucault 2003, S. 58).

Das Feld der Diskursforschung

In den Sozial- und Kulturwissenschaften besteht der Grundkonsens, dass die Beziehungen der Menschen zueinander und zur Welt nicht natürlich gegeben sind, sondern innerhalb kollektiv-verbindlicher Wissenssysteme erzeugt und vermittelt werden. Die angenommenen Paradigmen unterscheiden sich dann je nach der theoretischen und methodischen Bedeutung, die dieser Einschätzung eingeräumt wird. Bei der Untersuchung der gesellschaftlichen Relevanz von Wissen und Wissenssystemen haben in den letzten Dekaden Diskursanalysen enorm an Bedeutung gewonnen (vgl. für einen Überblick Keller 2011a).¹ Dies gilt insbesondere für jene Analyseansätze, die sich im genealogischen Theorie-Paradigma Foucaults einordnen. Die Konjunktur diskurstheoretischer Theoriebildung und Forschung lässt sich beispielhaft am inter- und transdisziplinären Einsatz der

-
- 1 Theoretisch und methodisch wurde der Diskursbegriff Foucault'scher Prägung u.a. von Dietrich Busse (2000), Martin Wengeler (2000) und Christoph Sauer (1998) weiterentwickelt. Empirische Untersuchungen gesellschaftlicher Diskurse wurden bisher u.a. von der Düsseldorfer Arbeitsgruppe um Georg Stötzel und Martin Wengeler (1995) vorgelegt. Arbeiten zur Kritischen Diskursanalyse entstammen dem Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung um Siegfried Jäger (1991, 1997) und Jürgen Link, den Arbeitsgruppen um Teun van Dijk (1993, 1997) und Ruth Wodak (2002), der angelsächsischen Richtung der Critical Discourse Analysis (Fairclough 1995) und der Oldenburger Arbeitsgruppe um Klaus Gloy. Vor diesem Hintergrund liegen inzwischen mitunter stark divergierende methodische Präzisierungen vor, die aufgrund ihrer Komplexität in ihrer Gänze nicht wiedergegeben werden können. Im Folgenden greife ich für einen Überblick über die diskurstheoretische Forschung auf die wissenssoziologischen Arbeiten der Diskursforscher Reiner Keller (2011a, 2011b) und Siegfried Jäger (1997, 2001, 2009, 2015a, 2015b) zurück.

Diskursanalyse aufzeigen, die aktuell sowohl in den Geschichts-, Sprach-, Literatur- und Politikwissenschaften als auch auf Seiten der Soziologie sowie Sportsoziologie Anwendung findet. Mit Reiner Keller (2011a) vollzieht sich ihr empirischer Bezug auf Diskurse immer dann, wenn »sich die theoretischen Perspektiven und die Forschungsfragen auf die Konstitution und Konstruktion von Welt im konkreten Zeichengebrauch und auf zugrundeliegende Strukturmuster oder Regeln der Bedeutungs(re-)produktion beziehen.« (S. 8) Wie Keller im Anschluss an Foucault betont, lassen sich in dieser Perspektive Diskurse als praktische Versuche begreifen, die Beziehungen der Menschen zueinander und zu ihrer Welt über eine spezifische Wissensproduktion zu stabilisieren, um kollektiv verbindliche Bewertungs- und Handlungsgrundlagen innerhalb sozialer Felder zu institutionalisieren (ebd., S. 9). Vor diesem Hintergrund fokussieren diskursanalytische Ansätze in der Regel die erste Schaffensperiode Foucaults, die in seiner 1969 veröffentlichten Arbeit »Die Archäologie des Wissens« kulminiert und vernachlässigen tendenziell jene subjektzentrierte Position und ubiquitäre Auffassung von »Macht«, die er in seinen nachfolgenden Arbeiten stark gemacht hat. Wenngleich sich in einer machtanalytischen Perspektive epistemologisch streng genommen keine Trennung zwischen Wissen und Welt sowie Wissen und Selbst vornehmen lässt, akzentuieren Diskursanalysen somit in ihrer methodischen Konzeption weniger die Dimension einer individuellen, körperlichen sowie biographischen Genese und rücken stattdessen Diskurse und die in ihnen produzierten normativen Grenzziehungen, Problematisierungen² und Regulie-

-
- 2 Um innerhalb des theoretischen Analyserasters poststrukturalistischer Diskursforschung über ein erkenntnisleitendes Arbeitskonzept zu verfügen, auf das im Zuge der Untersuchung verwiesen werden kann und welches sich in der kritischen Intersexualitätsforschung bereits bewährt hat (Klöppel 2010a), wird auf Foucaults Konzept der Problematisierung zurückgegriffen, welches er seinen Untersuchungen zugrunde legt. So berichtete dieser in einem Rückblick aus dem Jahr 1983, dass seine empirischen Unternehmungen stets von der Frage geleitet gewesen seien, wie in einer bestimmten Zeit bestimmte Dinge zum Problem gemacht wurden. »Ich versuchte von Anfang an, den Prozess der ›Problematisierung‹ zu analysieren – was heißt: Wie und warum bestimmte Dinge (Verhalten, Erscheinungen, Prozesse) zum Problem wurden.« (Foucault 1996, S. 178) Mit dem Konzept der Problematisierung bezweckt er eine Neu-Verortung des Ansatzpunktes kritischen Denkens, indem er davon ausgeht, dass das bisherige Denken der kritischen Wissenschaften von einer impliziten oder expliziten Vorannahme von Problemen ausgegangen sei (hierzu auch Klöppel

rungen ins Zentrum, welche sie als Ergebnis sich materialisierender Sprachpraktiken begreifen. Damit knüpfen sie insbesondere an die auch von Rail und Harvey (1995) konstatierte erste Phase in Foucaults Arbeit an und begreifen die »Archäologie« als zentrales methodologisches Analyseprogramm.

Wenngleich die poststrukturalistische Diskursanalyse im Theorieparadigma Foucaults anzusiedeln ist, so sind für ihre Ausrichtung auf Wissen die struktur- und praxistheoretischen Ansätze u.a. Pierre Bourdieus (1987) und Anthony Giddens (1992) von zentraler Bedeutung. So begreift Giddens z.B. »Handeln«, womit er auch kommunikatives Handeln meint, im Anschluss an Ludwig Wittgensteins »Theorie der Sprachspiele« (1953, §23) als Formen der Individuen und Materialisierung von Strukturmustern, welche ihre Gültigkeit erst im konkreten Handlungsvollzug einfordern und fortschreiben, diese somit immer auch unterlaufen und transformieren können. In diesem Sinne versteht er jene in actu sich vollziehenden Geschehnisse weniger als eine Kausalfolge von Strukturen, sondern vielmehr als Ergebnis eines fortlaufenden aktiv-interpretativen Umgangs der Individuen mit sich stetig transformierenden Sprachmustern. Gerade dieser Aspekt einer durch Sprache potentiell »verwirklichbaren« Neucodierung der symbolischen Ausgestaltung des Sozialen und der so potentiell vollziehbaren Umgestaltung von Welt stellt ein zentrales Differenzmerkmal des Poststrukturalismus gegenüber dem Strukturalismus und der ihm zugrundeliegenden Annahme von starren Systemen und der deterministischen Herstellung von sozialer Ordnung dar. Vor diesem Hintergrund lassen sich Diskursanalysen ihrerseits als methodisch angeleitete Projekte verstehen, die darauf abzielen, jene sprachlich konstituierten Wissensfelder einer kritischen Prüfung zu unterziehen, welche soziale Ordnungssysteme konstituieren und somit auch die darin in Erscheinung tretenden Phänomene – Körper, Dinge, Architekturen, Gesetze etc. – in eine materielle Gestalt überführen. Ausgehend von der Annahme, dass Diskurse mächtige Komplexe der Wissens- und Wirklichkeitserzeugung darstellen, werden Diskursanalysen somit von der Annahme geleitet, dass keine normalen, natürlichen oder objektiven Phänomene existieren, sondern das, was in einer Zeit als normal,

2010b, S. 255ff.). Ulrike Klöppel greift Foucaults Konzept der Problematisierung in ihren historischen Forschungen auf und wendet dieses auf den abendländischen Medizindiskurs an. An der diskursiven Pathologisierung der Intersexualität macht sie deutlich, mittels welcher Praktiken (ärztliche Beratungen, Diagnosestellungen, Operationen etc.) die Intersexualität zu einem existenziellen Problem gemacht wurde und wird.

wahr oder natürlich aufscheint, in Diskursen produziert und ontologisiert wird, und sich diese ›Wahrheiten‹ in einer materiellen Ausgestaltung des Sozialen niederschlagen, etwa des Denkens, Verstehens, Wahrnehmens, Klassifizierens, Beurteilens, Fühlens etc. Vor diesem Hintergrund negiert die Diskurstheorie die Annahme einer einzigen, universell gültigen oder in der Natur sedimentierten Wahrheit und betont stattdessen, dass das, was in einer Zeit als wahr gilt, nicht in der Natur einer Sache begründet liegt, sondern das Resultat zeitgenössischer Diskursivierungen darstellt, welche im Zuge sprachlicher Verhandlungsprozesse verfestigt, aber auch transformiert werden können.

»Das aber heißt, dass wir der Wirklichkeit keine Wahrheiten entnehmen können, dass wir sie immer nur auf der Grundlage unseres eigenen Wissens deuten und es immer einen Kampf um unterschiedliche Deutungen geben wird. [...] Das bedeutet nicht, dass wir als WissenschaftlerInnen und damit Forschende nicht auf möglichst klare Begriffe angewiesen wären, und somit auch keine Beliebigkeit. Es bedeutet aber, dass kein Begriff und keine Theorie den Anspruch auf immer gültige Wahrheit erheben kann.« (Jäger 2015a, S. 11)

Vor diesem Hintergrund lassen sich Diskursanalysen ihrerseits zusammenfassend als qualitativ angelegte Forschungsprogramme begreifen, welche Diskurse einer hermeneutisch angelegten systematischen Prüfung unterziehen, um die in diesen produzierten ›Wahrheiten‹ freizulegen. In dieser Perspektive konkretisiert Keller (2011a) vier zentrale Merkmale für Diskursanalysen. In diesen heißt es, Diskursanalysen:

»beschäftigen sich mit dem tatsächlichen Gebrauch von (geschriebener oder gesprochener) Sprache und anderen Symbolformen in gesellschaftlichen Praktiken; betonen, dass im praktischen Zeichengebrauch der Bedeutungsgehalt von Phänomenen sozial konstruiert und diese damit in ihrer gesellschaftlichen Realität konstituiert werden; unterstellen, dass sich einzelne Interpretationsangebote als Teile einer umfassenderen Diskursstruktur verstehen lassen, die vorübergehend durch spezifische institutionell-organisatorische Kontexte erzeugt und stabilisiert wird, und gehen davon aus, dass der Gebrauch symbolischer Ordnungen rekonstruierbaren Regeln des Deutens und Handelns unterliegt.« (S. 9)

Auch wenn die epistemologische Annahme von der diskursiven Vielfalt von Wahrheit keine Erfindung Foucaults oder anderer Poststrukturalist*innen darstellt, sondern ein Grundproblem der abendländischen Philosophie insgesamt, so hebt sich die Diskursanalyse durch den Unterschied ab, theoretische Überlegungen über die Hervorbringung von Welt im Rahmen empirischer Untersuchungen

zu realisieren, welche sich auf einen zeitlich und topographisch klar umrissenen empirischen Raum beschränken und somit für Diskursanalysen eine »raumzeitliche Situierung von Diskursen« (Keller 2011a, S. 71) vorsehen. Im Gegensatz zur Diskurstheorie Karl-Otto Apels und Jürgen Habermas' (1985), fokussieren die sich methodologisch in Foucaults »Archäologie« verortenden Analyseansätze weniger auf die Identifikation interaktiver Idealbedingungen für Austausch, Kommunikation und Argumentation, als vielmehr auf die Analyse der Entstehung und Transformation von rhetorischen Praktiken in Form sprachlicher »Aussagen« (bei Foucault »énoncés«). In diesem Sinne setzen Diskursanalysen einerseits ein intensives Vertraut-Machen mit Diskursen voraus, räumen auf der anderen Seite gleichzeitig aber ein, dass die empirische Vollständigkeit eines Diskurses, ähnlich der essentialistischen Vorstellung von »Wahrheit«, eine unrealistische Imagination darstellt, die empirisch nicht zu beweisen ist; entsprechend dem, was Foucault (1969) konstatiert, wenn er schreibt, dass ein Diskurs »in seiner Totalität nicht beschreibbar; und in seiner Aktualität nicht zu umreißen« ist (S. 189; hierzu zeitgleich auch Pêcheux 1969). Um eine Lösung für dieses Empirie-Dilemma zu finden, mit dem sich alle diskursanalytischen Projekte konfrontiert sehen, schlägt Siegfried Jäger (2015a) vor, einen Mittelweg einzuschlagen und die Grenzen eines Diskurses durch empirische »Sättigung« und bestmögliche »Annäherung« an die »Totalität des Diskurses« zu bestimmen (S. 92f.). Vor diesem Hintergrund sind Diskursanalysen, wie andere qualitative Verfahren auch, so zu konzipieren, dass die explorativ gewonnenen Erkenntnisse durch sich wiederholende (Diskurs-)Muster validiert und mittels eines fortlaufenden Prozesses der induktiven Theoriegenese plausibilisiert und so in die Tiefe gedacht werden.

Zudem verdankt sich die aktuelle Verbreitung von diskursanalytischen Arbeiten nicht nur dem Einfluss Foucaults und seiner vielfach aufsehenerregenden Themenbezüge, sondern wird ferner von einer globalen Entwicklung getragen: Weniger als Resultat eines rein binnenwissenschaftlichen Prozesses lassen sich Diskursanalysen ebenso als wissenschaftliche Reaktion auf eine sich im Zuge der Digitalisierung zunehmend abzeichnende Transformation in Wissens- und Informationsgesellschaften begreifen. In diesem Sinne wies die Wissenschaftsforscherin Helga Nowotny (1999) bereits darauf hin, dass mit dem exorbitanten Anstieg der Wissensproduktion im digitalen Zeitalter einerseits die öffentliche Aufmerksamkeit für die Kontingenz von Wissen zunimmt, aber andererseits auch eine zunehmende Skepsis an einer eindeutig klassifizierbaren Welt entsteht. In diesem Sinne, so Nowotny, befinde sich die globalisierte Welt in einer Zeit, in der Tatsachen ihre Eindeutigkeit, das heißt ihre eindeutige Klassifizierbarkeit verlören. Hieran schließt sich auch Keller an (2011a), welcher diese Entwick-

lungen auch in anderen Feldern, z.B. in der Wissenschafts- und Technikforschung, beobachtet, wo er mit Verweis u.a. auf die Arbeiten Bruno Latours eine Zunahme »hybrider Phänomene« feststellt, »die sich eindeutigen Zurechnungen auf Natur, Gesellschaft oder Technik entziehen.« (S. 10) Vor diesem Hintergrund einer gesellschaftlich entstandenen Neu-Bewertung von Wissen seien Diskurse »als Prozesse und Versuche der Sinnzuschreibung und -stabilisierung von hoher gesellschaftlicher Bedeutung.« (Ebd.)

DISKURS | MEDIEN | MEDIENDISKURS

Eine Diskursanalyse, welche sich primär auf Print- und Onlinemedien und auf Inhalte aus der Massenkommunikation bezieht und diese als »Mediendiskurs« zusammenfasst, bedarf einer Erläuterung. Wenngleich sich eine Vielzahl aktueller diskurstheoretischer Studien, welche sich im Theorieparadigma Foucaults einordnen, auf die Untersuchung von »Mediendiskursen« fokussiert, so finden sich bei diesem keine Überlegungen zu einer Medien-Diskursanalyse (vgl. Karris 2011). Ein wesentlicher Grund hierfür liegt darin, dass Foucault in seinen Untersuchungen weder gegenwärtige noch öffentlich-kontroverse Diskurse untersucht hat, sondern in erster Linie historische Wissenschaftsdiskurse, wie etwa den abendländischen Sexualitätsdiskurs oder den Diskurs über den Wahnsinn. In ihrem kritischen Potential eröffnen seine Untersuchungen zwar einen heuristischen Rahmen, um gegenwärtige Wissensfelder und soziale Ordnungssysteme unter Berücksichtigung vorausgehender Diskursprozesse und -entwicklungen zu reflektieren – etwa, wenn das Konzept des Panoptikon (1975) im Rahmen aktueller soziologischer Studien über die Entstehung einer Gesellschaft der »Totalöffentlichkeit« (Lindemann 2014) herangezogen wird –, Foucault selbst widmete sich in seinen Studien aber »weder [Massen-]Medien im Einzelnen noch im Verbund, seine Quellen sind vor allem Texte, sein Arbeitsplatz Bibliotheken.« (Helsper 2002, S. 123) Vor diesem Hintergrund sind seine vornehmlich archivalischen Quellen andere als jene, welche die empirische Grundlage vieler heutiger Diskursanalysen bilden und welche sich häufig über eine heterogene Zusammensetzung von Print- sowie Onlinequellen erstrecken. In Anbetracht dessen bedarf zunächst der Begriff »Medium« bzw. der Plural »Medien« einer Bestimmung, da seine Besetzung in den verschiedenen Wissenschaften stark variiert und die ihm zugewiesene Bedeutung innerhalb eines breiten Spektrums zwischen einer enger und weiter gefassten Vorstellung von Medien oszilliert.

Enger formulierte Definitionen verstehen unter »Medien« primär verschiedene technologische Informationsinstanzen und Kommunikationsplattformen der

»Massenkommunikation« und betrachten diese als einzelne Elemente der »Massenmedien«, darunter Printmedien (z.B. Zeitungen, Zeitschriften, Bücher), audiovisuelle Medien (TV, Kino, Theater), Speichermedien (Festplatten, DVDs, USB-Sticks, Clouds) sowie auch digitale Medien (Social Media, Blogs, Online-nachrichten, Social-News-Aggregatoren etc.). Dieser Zuordnung liegt eine traditionelle Vorstellung von »Medien« bzw. »Medium« als Mittler von Informationen und ein vom Menschen geschaffenes materiales Kommunikationsmittel zur Ermöglichung sowie Verbesserung zwischenmenschlichen Austausches zugrunde (vgl. Holly 1996, 1997). Sie schließt somit an das an, was der Kommunikationswissenschaftler Roland Burkart (2002) unter Medien versteht, wenn er hierunter »Massenmedien [als] Kommunikationsmittel [fasst], die durch technische Vervielfältigung und Verbreitung mittels Schrift, Bild oder Ton Inhalte an eine unbestimmte Zahl von Menschen vermitteln und somit öffentlich an ein anonymes, räumlich verstreutes Publikum weitergeben.« (S. 169) Dagegen subsumiert ein weiter gefasster Medienbegriff eine Vielzahl von unterschiedlichen »Medien« und betont, dass theoretisch zahlreiche Erscheinungen als »Vermittlungsinstanzen« von Wissen und als Informationsinstanzen auftreten können. Diese Definitionen fassen unter »Medien« beispielsweise auch Zeichensysteme wie die Sprache selbst, Kleidung, Verkehrsschilder oder auch Körperliches wie die Stimme, Gestik oder Blickkontakte und begreifen diese als unterschiedliche Medialitäten. Das breite Spektrum an Medien erstreckt sich somit von sinnlichen Wahrnehmungsmedien (wie Raum, Zeit und Sinne) über semiotische Kommunikationsmedien (wie Sprache, Schrift und Bild) bis hin zu technischen Verbreitungs- und Verarbeitungsmedien (wie Buchdruck, Telefon und Computer). In diesem Sinne betonen gerade postmoderne Medientheorien, dass Medien keine Realität abbildeten, sondern durch sie selbst Realitäten, mit Jean Baudrillard (2005) »Simulakren«, entstünden, was wiederum ein reflexives Verhältnis zu Medien unmöglich mache, da die Medienwelt selbst die Grundlage von Realität und somit auch von Einschätzung und Reflexion darstellt und diese somit alles überlagere. Diskurstheoretisch bildet der Mediendiskurs so gesehen das Fundament des gesellschaftlichen Bewusstseins, als die Gegenstände durch den Prozess der Thematisierung in der kollektiven Wahrnehmung verankert und mit einer spezifischen Bedeutung festgeschrieben werden. In dieser Hinsicht ist die Realität der Gegenstände mit einer fortlaufenden Praxis der Sichtbarmachung verbunden, durch welche eine augenscheinliche Realität an ein Aufblitzen und Verschwinden in den Medien gekoppelt ist.

Mit Blick auf die Diskursforschung machen Claudia Fraas und Michael Klemm (2005) deutlich, dass Diskurse in einer gesellschaftlichen Dimension stets auf die »Verbreitung und auf Vermittlungsinstanzen angewiesen sind, auf

Plattformen sozialen Austauschs, also auf Medien.« (S. 4) Damit seien »Diskurse [...] deshalb immer auch Mediendiskurse, das heißt durch die Art ihrer medialen Vermittlung geprägt.« (S. 5.) Um das Verhältnis von Diskurs und Medien zu bestimmen, schlägt Jürgen Gerhards (2004) vor, »Massenmedien«, worunter er Print-, Bild- sowie Onlinemedien fasst, als »Mediendiskurs« zu fassen und diesen im Rahmen einer diskurstheoretischen Betrachtung als eine »Arena« (S. 300) anzusehen, in der sich fortlaufend rhetorische Kämpfe um Deutungshoheiten, Wahrheiten und Sprecherpositionen vollziehen und welche die öffentliche Wahrnehmung und das soziale Miteinander prägen. Der Diskurstheoretiker Norman Fairclough (1992, 1995), einer der Begründer der Critical Discourse Analysis, welche auf die Beziehung von Sprachgebrauch und sozialem Wandel fokussiert und hier auch den Begriff »critical« (1992, S. 9) einordnet, betont, dass Diskurse nicht nur Orte des Sprachgebrauchs darstellten, sondern Sprachgebrauch immer auch eine soziale Wirkmacht entfalte und somit sozial konstitutiv (»socially constitutive«, Fairclough 1992, S. 64) sei. Vor diesem Hintergrund begreift Fairclough (1995) Mediendiskurse als zentralen Ort, an dem sozialer Wandel über eine Konstitution von öffentlichen Meinungen, Wahrnehmungen und Einstellungen produziert wird. Mediendiskurse stellen für ihn eine potentiell heterogene technologische als auch informative Grundlage dar, die sich von einem Vorwort in einer Zeitung über eine Fernsehdokumentation bis hin zu einem Onlineblog-Posting erstreckt, in welchen Dinge in bestimmter Weise verhandelt, dadurch als »solche« intelligibel gemacht und mittels rhetorischer Ver- und Aus-handlungen gleichsam Materialisierungseffekte produziert werden.³ Vor diesem

-
- 3 Eine theoretische Schwierigkeit von Diskursanalysen besteht darin, sprachlich basierte Materialisierungsprozesse mit Sprache selbst herauszustellen, deren einzelnen Elemente angefangen vom Satzzeichen über den einzelnen Begriff bis hin zur gesamten Satzkonstruktion sich immer schon als Träger von Bedeutung begreifen lassen. Vor diesem Hintergrund besteht ein grundsätzlicher Bedarf an einem Arbeitsbegriff, um sprachliche Materialisierungsprozesse als Ergebnis diskursiver Aushandlungen kenntlich zu machen. Um dies zu leisten, wird in der vorliegenden Arbeit auf den Begriff der »Intelligibilisierung« bzw. »Intelligibilität« sowie als Adjektiv »intelligibel« zurückgegriffen (aus dem lateinischen von *intelligibilis* als erkennbar; bzw. *intelligere* auch von erkennen), welchen u.a. Butler im Rahmen ihrer Arbeiten gebraucht, um Praktiken der Materialisierung von Geschlecht als Ergebnis diskursiver Verhandlungen zu verdeutlichen. Der bereits von den Vorsokratikern (z.B. Parmenides) gebrauchte Begriff, der später auch von Kant im Rahmen der »Prolegome-

Hintergrund ist es das Ziel seines Ansatzes herauszuarbeiten, wie innerhalb des Mediendiskurses kommunikative Ereignisse hergestellt werden und wie sich diese zu und gegenüber bestehenden sozialen Organisationen und Ordnungen verhalten, ob sie diese gegebenenfalls konstituieren, stützen oder auch unterminieren.

»Media texts are sensitive barometers of cultural change which manifest in their heterogeneity and contradictoriness the often tentative, unfinished and messy nature of change. Textual heterogeneity can be seen as a materialization of social and cultural contradictions and as important evidence for investigating these contradictions and their evolution.« (Fairclough 1995, S. 60)

Ähnlich schlägt der zusammen mit Jürgen Link die Duisburger Schule begründende Diskurstheoretiker Siegfried Jäger für die methodische Vorgehensweise vor (1997), Massenmedien als eine hegemoniale »Diskursebene« zu betrachten, auf der sich verschiedene Diskurse – wie z.B. der Öko-, Klima oder Flüchtlingsdiskurs – mit anderen Diskursen wie dem Medizin-, Rechts- oder Politikdiskurs in Erscheinung treten und sich miteinander verstricken können. Damit schließt sich Jäger einem weiter gefassten Verständnis von Massenmedien als Mediendiskurs an, in dem er für die Analyse eines bestimmten Phänomens ausgehend vom Mediendiskurs die für ihre Verdeutlichung relevanten Quellen heranzieht und somit den empirischen Zugang auf für die Untersuchung eines Phänomens relevante Printmedien, audiovisuelle Medien sowie auch Onlinemedien fokussiert. In der vorliegenden Arbeit wird sich an Faircloughs sowie Jägers Verständnis von Massenmedien als Mediendiskurs orientiert und dieser als eine hegemoniale Diskursebene verstanden, auf welcher sich verschiedene Diskurs-

na« (u.a. als »intelligible Welt«) verwendet wird, beschreibt Dinge, die sich nur über den Intellekt insofern erfahren lassen, als sie Phänomene a posteriori darstellen; also jene beschreiben, die in der intellektuellen Wahrnehmung angelegt sind und immer bereits Gegenstände mit einer spezifischen empirischen Besetzung darstellen. Damit betont der Begriff »Intelligibilisierung« die Praxis der Herstellung einer intellektuell erfahrbaren Welt und ihrer Wahrnehmung. Butler greift auf den Begriff zurück, um zu verdeutlichen, dass unsere Alltagswahrnehmung von Zweigeschlechterordnung keiner natürlich gegebenen Verteilung entspringt, sondern der sich mental aufzwingende Eindruck des Natürlichen auf einer Diskursivierung beruht, welche die Körper als binär-komplementäre Körper intelligibel macht (vgl. Butler 1991, S. 38).

stränge und Spezialdiskurse miteinander verschränken und intensivieren können. Wenn im Folgenden somit von »Mediendiskurs« die Rede ist, dann ist ein zeitlich und räumlich situiertes Diskursfeld gemeint, in dem auf der Grundlage zeitgenössischer Quellen aus den Massenmedien – darunter je nach technologischem Stand Artikel aus Printmedien, audiovisuellen Medien sowie Onlinemedien – spezifische Diskurspositionen generiert, Sprecherpositionen legitimiert und die in diesem Zuge produzierten Sinnzuschreibungen und Ordnungseffekte anschließend hinsichtlich ihrer Konstitution der Intersexualität herausgearbeitet werden sollen.

DISKURS | MACHT | MACHTDISKURS

Poststrukturalistisch orientierte Diskursanalysen stellen rhetorisch fokussierte Machtanalysen dar. Sie sind systematisierte Analyseansätze für eine empirisch basierte Reflexion sprachlich produzierter Wissenssysteme und der diesen Systemen zugrundeliegenden Machtverhältnisse. In diesem Sinne handelt es sich bei ihnen um genuin kritische Analyseverfahren, welche darauf abzielen, die in Diskursen zirkulierenden rhetorischen Praktiken nicht nur zu benennen und als Bedeutungsfigurationen auszuweisen, sondern ferner als Produzentinnen von ›Wahrheit‹ und ›Wirklichkeit‹ hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Konsequenzen zu reflektieren. Damit stellt der Macht-Begriff einen Kernbegriff der Diskurstheorie dar.

Foucault selbst legt im Rahmen seiner Untersuchungen verschiedene Definitionen für Macht (frz. bei ihm *pouvoir*) vor, welche er bisweilen als eine Art variable Wortsilbe gebraucht, die er je nach Untersuchungsanliegen vor oder hinter verschiedene Begriffe heftet, z.B. »Disziplinarmacht« (»pouvoir disciplinaire«) oder »Biomacht« (»biopouvoir«). Er selbst jedoch legt keine einheitliche und präzise Begriffsbestimmung vor, sondern beschränkt sich auf verschiedene, oft nebulös gehaltene Definitionen, die mit dem Wandel verflochten sind, die seinen fortschreitenden Überlegungen zugrunde liegen. Vor diesem Hintergrund betonen jene Arbeiten, die seit den 1970er Jahren entstehen, einen anderen (nämlich eher holistisch angelegten und zugleich subjektzentrierten) Macht-Begriff, welcher unter Macht eine ubiquitäre produktive Kraft versteht, die sich in den Individuen, ihren Körpern, Affekten, Interessen, Kognitionen etc. als subjektives Vermögen niederschlägt. Diese grenzen sich dann von jenen Machtkonzepten ab, die in den 1960er Jahren noch Macht in erster Linie als eine in spezifischen Wissenssystemen erzeugte Normierung und Reglementierung von Phänomenen und als »Effekt der Regelstrukturen von Diskursen« (Foucault 1969) begreifen.

»Der Grund dafür, daß die Macht herrscht, daß man sie akzeptiert, liegt ganz einfach darin, daß sie nicht nur als neinsagende Gewalt auf uns lastet, sondern in Wirklichkeit die Körper durchdringt, Dinge produziert, Lust verursacht, Wissen hervorbringt, Diskurse produziert; man muß sie als ein produktives Netz auffassen, das den ganzen sozialen Körper überzieht und nicht so sehr als negative Instanz, deren Funktion in der Unterdrückung besteht.« (Foucault 1978b, S. 35)

»Die Macht ist nicht eine Institution, ist nicht eine Struktur, ist nicht eine Mächtigkeit einiger Mächtiger. Die Macht ist der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt.« (Foucault 1981, S. 94)

Foucaults vielbedeutende und bisweilen unkonkrete Definition des Macht-Begriffs sowie die ihm später angelastete Kritik, Macht stets ohne Praktiken des Widerstands zu denken, lösten zur Mitte der 1970er Jahre heftige Kritik aus (vgl. Sarasin 2005, S. 177ff.). Im Zentrum stand die Frage, wie sich angesichts der von Foucault proklamierten Omnipräsenz der Macht überhaupt Neues, konkreter, wie sich gesellschaftliche Veränderung und Widerstand denken und eine Umkehrung der Machtverhältnisse praktisch realisieren lasse; wenn sich also jede individuelle und kollektive Aktion innerhalb eines bereits festgelegten Beziehungsnetzes der Macht vollzieht, wie Foucault proklamierte, wie sich dann das Unerwartete, Innovative und Kreative verstehen lasse und wie neue politische Impulse entstünden. In einer vornehmlich gouvernementalen Betrachtung schlossen hieran zahlreiche Fragen nach der Rolle und Funktion von Regierungen sowie nach dem gesellschaftlichen Einfluss politisch-aktiver Subjekte an. Vor diesem Hintergrund stellen nachträgliche wissenschaftliche Begriffsbestimmungen zuweilen nachträgliche Klärungsversuche dar, eine mehr oder weniger klare Essenz aus Foucaults mitunter metaphorischen Umschreibungen des Macht-Begriffs zu destillieren (z.B. Kögler 1994, S. 98; Deleuze 1986, S. 42f.; Marti 1988, S. 108). Dabei zeichnen sich nachträgliche Definitionen in ihrer Grundgesamtheit durch die Eigenschaft aus, Macht als keine restriktive Gewalt oder eine unterdrückende Herrschaft zu verstehen, sondern als ein allgegenwärtiges Netz von Bedeutungen und Beziehungen aufzufassen, welches Sozialität durch Konstitution von Subjekten erzeugt. Mit Bezug auf die diskursive Herstellung von Geschlecht war es insbesondere Butler (1991), die den vernachlässigten Aspekt des Widerstands in Foucaults Machtkonzept aufgriff und diesen mit einem performativitätstheoretischen Ansatz zusammenführte. Damit argumentierte sie, dass Macht mit Foucault zwar eine zentrale Voraussetzung gesellschaftlicher Ordnung darstellt, welche Institutionen, Subjekte und Körper gleichermaßen

konstituiert; die erfassten Subjekte sich aber gegen die gegebenen Ordnungen behaupten, sich gegen Machtverhältnisse positionieren, Widerstand leisten und auf diese Weise Veränderung herbeiführen könnten.

In Anbetracht dieser Überlegungen werden in der vorliegenden Arbeit mit Macht jene hegemonialen (Diskurs-)Praktiken adressiert, die produktiv und damit in strategischer Weise Ordnungssysteme und Subjekte auf der Grundlage sich transformierender Deutungen in Erscheinung bringen und diese über die Zeit stabilisieren. Mit Macht ist somit eine Gesellschaftssituation bzw. eine strategische Situation in der Gesellschaft gemeint, welche Normierungen mittels Regulierungspraktiken stabilisiert und wo die Herstellung des ›Normalen‹ mitunter auf grenzziehenden Praktiken der Marginalisierung und Diskriminierung von Anderen als ›Anormale‹ beruht. Vor diesem Hintergrund werden Machtdiskurse somit als jene Stätten der Wissensproduktion aufgefasst, die ihrerseits Wirklichkeiten als situative Raum-Zeit-Gefüge mit spezifischen Umgangsformen und Wahrnehmungsweisen materialisieren.

DISKURSIVE BEZIEHUNGEN

In Sozial- und Kulturwissenschaften wird die oben angeführte Trennung des Foucault'schen Theorieparadigmas in eine frühe sprach- und späte subjektfokussierte Schaffensperiode nicht nur als Weiterentwicklung, sondern mitunter als »Verlegenheit« (Jäger 2001, S. 89) interpretiert, Foucault habe sich selbst mit seinem »stark im Verbalen verfangenen Diskursbegriff in seiner eigenen Theorie verfangen.« (S. 96; vgl. auch Wrana & Langer 2007) Im Zentrum dieser von der postfoucault'schen Forschung proklamierten Kritik steht der Einwand, der frühe Foucault sei noch von einem Dualismus zwischen Diskurs *und* Wirklichkeit ausgegangen und habe nicht erkannt, »dass die Diskurse und die Welt der Gegenständlichkeiten bzw. Wirklichkeiten substanziell miteinander vermittelt sind und nicht unabhängig voneinander existieren.« (Jäger 2001, S. 90) Vor diesem Hintergrund lautete die zentrale These von Foucaults in den 1960er Jahren erschienenen Arbeiten noch, »dass die Dinge und ihre Ordnung als Effekte der diskursiven Praxis ihrer Hervorbringung, Umgestaltung, Sicherung usw. zu analysieren seien.« (Wrana & Langer 2007) Dies, so Jäger, habe sich auch nicht mit der Erweiterung der Diskurstheorie zu einer umfassenden Machttheorie geändert, welche fortan Dispositive in den Fokus rückt, – Foucaults neu eingeführter Begriff für Macht-Wissen-Regime – und diese als Ensemble diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken begreift, welche er jedoch im Dispositivbegriff lediglich einordnet, ohne ihr Verhältnis angemessen zu bestimmen. Der Kritik, Foucaults

Diskursbegriff sei zu einseitig konstruiert, schließen sich neben Jäger auch andere (Diskurs-)Forscher*innen wie Daniel Wrana und Antje Langer (2007) oder Hubert Dreyfus und Paul Rabinow (1989) an. Letztere vertreten in ihrer vielbeachteten Arbeit den Standpunkt, dass Foucault eine umfassende Machttheorie letztlich nur deswegen entwickelt habe, da seine Diskurstheorie durch die starke Verengung auf Wissen und Sprache gescheitert sei.

Die sich gegen diesen Trend in den letzten Jahren etablierende Diskursforschung kann sich mit einer solchen Verabschiedung kaum zufriedengeben. Statt Diskurse gänzlich zu vernachlässigen bzw. durch andere Konzepte zu ersetzen, akzentuiert sie Entwicklungen in Foucaults Arbeit, die das trianguläre Verhältnis von Diskurs, Praxis und Macht vor dem Hintergrund einer sich in den Sozial- und Kulturwissenschaften vollzogenen doppelten Verschiebung diskutieren: dem »linguistic turn« einerseits sowie »pragmatic turn« andererseits. Die hieraus erwachsene Erkenntnis besagt in einer performativitätstheoretischen Fundierung, dass die ›Wahrheit‹ einer Aussage ihre Geltung nicht bloß aus der sprachlichen Abbildung einer quasiobjektiven Welt zieht, »sondern aus dem (Wahr-) Sprechen, einem sprechenden Tun, das die Wahrheit des Gesagten konstituiert und verbürgt.« (Wrana & Langer 2007) Vor diesem Hintergrund befassen sich aktuelle Diskursanalysen nicht mehr nur mit Sprache ausschließlich verstanden als »Sprachsystem« – als immanente Struktur –, sondern mit dem Sprechen als sozialem ›Tun‹, verstanden als konkrete gesellschaftliche Tätigkeit, als Performanz. In einer diese Überlegungen zusammenfassenden Betrachtung schlägt Bernhard Waldenfels (1991) vor, die von Foucault eingeforderte Untersuchung über die Ordnung der Dinge auszuweiten und diese von ihrer Einschränkung auf Diskurse verstanden als Aussagenformationen zu befreien. Waldenfels begründet dies damit, dass Foucault sich selbst durch seinen sprachbasierten Fokus auf Diskurse einschränke,

»anstatt von einer Ordnung auszugehen, die sich auf die verschiedenen Verhaltensregister des Menschen verteilt, auf sein Reden und sein Tun, aber auch auf seinen Blick, auf seine Leibessitten, seine erotischen Beziehungen, seine technischen Hantierungen, seine ökonomischen und politischen Entscheidungen, seine künstlerischen und religiösen Ausdrucksformen und anderes mehr.« (S. 291)

Dieses Ordnungsverständnis, so Waldenfels, entspräche Foucaults tatsächlicher Arbeitsweise im Gegensatz zu seinen mitunter unscharfen theoretischen Äußerungen. Gleichzeitig schließt sie die Lücke dort, wo in der aktuellen Forschung bisweilen eine Verhältnisbestimmung von Diskursen *und* Praktiken als entweder zwei gegensätzliche oder aber gleichartige Entitäten vorgesehen wird (vgl. für

einen Überblick Reckwitz 2008). Wie Wrana und Langer (2007) auch argumentieren, unterläuft eine solche epistemologische Trennung den eigentlichen theoretischen Ansatz, dass Diskurse und Praktiken keine getrennten Entitäten darstellten, sondern verwoben auftreten, so wie auch Sprache als eine Form des Handelns zu begreifen sei. In diesem Sinne steht der Diskurs auch nicht in einer Beziehung zur Macht, »er ist vielmehr selbst eine Form der Macht.« (Ebd.) Erst mit dieser theoretischen Vergewisserung fällt auch die Gegenüberstellung von Subjekt/Bewusstsein *und* Diskurs, da der Diskurs »keine geschlossene Einheit ist, sondern ein Streufeld von Äußerungsakten, [somit] ist das Subjekt nicht nur das Moment seiner Reproduktion, sondern auch seiner Variation.« (Ebd.)

In einer solchen Betrachtung liest sich auch der Diskursbegriff, den Foucault etwa im Rahmen seiner Archäologie entfaltet, nicht bloß als Aneinanderreihung konstitutiver Aussagen, welche die Welt zu Text erklären bzw. diese als solche begreifen und hierzu Diskurse als eine Art sprachliche Immanenzebene ansehen. Vielmehr macht dieser deutlich, dass die Gegenstände, die im Diskurs materialisiert werden (wie z.B. *die* »Intersexualität«), erst in einer spezifischen Weise gebildet werden, deren Spezifität gerade nicht nur auf Materialisierung durch Sprache beruht, sondern Sprache sich immer auch in weiteren Praktiken (z.B. medizinischen Behandlungspraktiken), subjektiven Sinngebungen, persönlichen Affekten und institutionellen Umgangsformen zeigt. Im Anschluss hieran argumentieren Daniel Wrana und Antje Langer (2007), dass Foucault unter Diskursen nicht einfach etwas »Sprachliches« versteht – vielmehr sind sie als das zu begreifen, »was das Sprachliche mit dem Nicht-Sprachlichen, die Institutionen und Subjekte mit dem Gesprochenen in Beziehung setzt. Jenseits dieser diskursiven Beziehungen, also jenseits dessen, was das Sprachliche mit dem Nicht-Sprachlichen verbindet [...]« Begreifen lässt sich dieser konstitutive Prozess, in dem die Diskurspraktiken der Wissensproduktion (im Falle der Intersexualität z.B. medizinische Kataloge, Fragebögen, biographische Rekonstruktionen, Vermessungen von Körpern, Deklarationen von Geschlechtsorganen etc.) in Beziehung gesetzt werden mit weiteren strategischen Praktiken und Einrichtungen, wie den Instanzen der Abgrenzung (ärztliche Instanz, gerichtliche Instanz, sportregulative Instanz) oder den Praktiken der Klassifikation (Einteilung in teilnahmefähige Geschlechter im Sport, Zuweisung intersexueller Sportler*innen in die Kategorie der Männer etc.). Foucault bezeichnet diese Beziehungen in der Summe als »diskursive Beziehungen«, welche im Zusammenwirken verschiedener strategischer Elemente weitreichende Materialisierungseffekte erzeugen und diese institutionell sowie individuell verankern.

Zudem wirft eine diskurstheoretische Arbeit grundsätzliche Fragen hinsichtlich der wirklichkeitskonstituierenden Relevanz von Sprache und ihrer intersub-

jektiven Funktion auf. Sprachwissenschaftlich beruht das Prinzip von Sprache darauf, verschiedene Gegenstände durch sprachliche Benennung zu identifizieren und hierzu Unverwechselbarkeiten durch das kommunikative Prozessieren von Differenz herzustellen. Bereits dem einzelnen Wort – und nicht erst einem ganzen Satz oder gar Diskurs – ist so gesehen das Prinzip der Abgrenzung immanent, dessen sinnstiftende Exaktheit auf der scheinbaren Validität der Adressierung beruht. In diesem Sinne benennt das Meer das Meer und nicht das Festland, das Flanieren an der Strandpromenade nicht den Dauerlauf im Park und die Palme keine Sitzbank: Mit der sprachlichen Adressierung der Dinge ist in diesem Sinne ein Prozess der attributiven Identifikation gemeint, die diesen eine ontologische Identität verleiht und für die sprachlich basierte Wahrnehmung mit dem Anschein des »So-Seins« versieht.

Diesen hier im Rahmen der Arbeit bestenfalls kursorisch skizzierten Überlegungen soll im Folgenden nachgegangen werden. Dabei wird es allerdings nicht darum gehen, Diskurse als sich ›in‹ den Subjekten niederschlagende Macht-Wissen-Komplexe zu begreifen, sondern vielmehr darauf abzu zielen, Praktiken der (medialen und medizinischen) Wissensproduktion empirisch mit den Praktiken der Regulierung, Taxierung, Klassifikation, Behandlung etc. zusammenzudenken und ihre Verwebung als produktive Komponenten einer strategischen Situation zu reflektieren.

Methodische Umsetzung

Ziel der Untersuchung ist es, mit Bezug auf drei Sportler*innen, die zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen Gesellschaftssystemen im Sport antreten, zeitgenössische Diskursmuster der Verhandlung des Geschlechtskörpers herauszuarbeiten und diese als exemplarische Strategien zu reflektieren, wie (Zwei-)Geschlechterordnung mittels medialen sowie medizinischen Wissens erzeugt wird. Unter Berücksichtigung der vorangegangenen theoretischen und methodologischen Erläuterungen werden Medien- und Medizindiskurs als hegemoniale Diskurse des Sports verstanden, in denen sich verschiedene Diskursstränge und -positionen miteinander verschränken und in ihrem produktiven Zusammenschluss eine spezifische Vorstellung vom intersexuellen Körper erzeugen; z.B. als behandlungsbedürftigen, kranken, abweichenden, kriminellen, illegitimen, männlichen Körper. Gleichzeitig gehen die rhetorischen Deutungen diskurstheoretisch immer auch mit weitreichenden regulativen Praktiken einher, die oftmals wiederum zu einer Zeit als annehmbare Lösungen und ›passable‹ Umgangsformen in Stellung gebracht werden. Da bei der Verhandlung der Intersexualität kulturgeschichtlich bedingt medizinisches Wissen eine zentrale Rolle spielt und es sich bereits bei dem Terminus um einen aus der westlich-biomedizinischen Forschung stammenden Begriff handelt, werden in der Untersuchung insbesondere die diskursiven Verstrickungen zwischen Medien- und Medizindiskurs in den Blick genommen und diese hinsichtlich ihrer produktiven Verwebungen aber auch diskursiven Brüche und Widersprüche untersucht. Zudem macht es die empirische Zielsetzung, einen Transformationsprozess auf der Grundlage zeitgeschichtlich auseinanderliegender Fälle herauszuarbeiten, erforderlich, das Datenmaterial für die Diskursanalyse aus drei unterschiedlichen soziohistorisch kontextualisierten Quellenbeständen zusammenzusetzen. Ziel dieses Vorgehens ist es, die in einer Zeit existierenden Diskurse nicht bloß in einer historischen Retrospektion aufzuarbeiten, sondern sich mit den jeweils zeitgenössischen Diskursen sowie der in diesen produzierten Deutungen vertraut zu machen, um so

ein empirisch fundiertes und authentisches Bild davon wiederzugeben, wie der intersexuelle Körper in einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort und unter den Bedingungen einer bestimmten gesellschaftlichen und politischen Situation verhandelt, reglementiert, aus-, ein- oder auch – wie zu zeigen sein wird – weggeschlossen wird. Damit wird in der Untersuchung dem methodologischen Anspruch diskurstheoretischer Forschung nach einer »raum-zeitlichen Situierung« (Keller 2011a, S. 71) von Diskursen Rechnung getragen und gleichzeitig einem methodologischen Verständnis gefolgt, welches dafür plädiert, Diskurse als keine vorab theoretisch zu fassenden, sondern empirisch zu rekonstruierenden Erscheinungen zu begreifen. Im Blick bleibt auf diese Weise auch, dass sich Diskurse zwar empirisch aufarbeiten lassen, diese in ihrer Tendenz aber ubiquitäre Wissenssysteme darstellen, welche sich als wirklichkeitskonstitutive Erscheinungen in jedweden Aussagen, Wahrnehmungen und Klassifikationen niederschlagen und durch diesen fortlaufenden Konstruktionsprozess weitreichende Materialisierungseffekte erzeugt werden, wie etwa aktuell die ›praktische‹ Durchführung und zugleich ›sprachliche‹ Legitimation irreversibler medizinischer Eingriffe am intersexuellen Kindeskörper oder die Verabreichung hormonsenkender Präparate bei intersexuellen Sportler*innen; Behandlungspraktiken, welche unmittelbar mit der sprachlichen Erzeugung einer bestimmten Vorstellung von Grenzen und illegitimen, anderen und falschen Körpern verbunden sind.

Abbildung 1: Methodische Umsetzung

1 Erhebung	Recherche	Historische Archive, Zeitungsarchive, Bibliotheken, Anfragen bei Verlagen und Redaktionen, Anfragen bei spezialisierten Wissenschaftler*innen und Bibliothekar*innen
	Sichtung	Querlesen der Quellen, erste inhaltliche Zusammenfassung, erste Kategorienbildung
2 Systematisierung	Codierung	Dynamische Codierung, die im Forschungsprozess fortlaufend ausdifferenziert, präzisiert und korrigiert wird
	Analyse	Herausarbeitung von Aussageclustern und Diskurspositionen, Kopplung an weitere Quellen und Forschungen
3 Validierung	Generalisierung	Herausarbeitung einer generalisierten genealogischen Diskurslogik

In Anbetracht dessen unterteilt sich die methodische Umsetzung in drei aufeinander folgende Arbeitsschritte, die im Folgenden detailliert ausgeführt werden: Erhebung (Recherche), Systematisierung (Sichtung, Codierung) sowie Validierung (Analyse, Generalisierung).

ERHEBUNG: RECHERCHE

Ausgehend von dem im obigen Teil erläuterten Ansatz richtet sich die Datengrundlage für die Diskursanalyse an einer umfassenden Datenerhebung aus, auf deren Basis im induktiv-hermeneutisch angelegten Analyseverfahren empirisch reliable Sprachlogiken herausgearbeitet und ihre konstitutive Verwebung mit weiteren Regulierungsformen wie medizinischen Untersuchungen, juristischen Anordnungen, polizeilichen Festnahmen etc., verdeutlicht werden sollen. Ziel dieser Konzeption ist es, ausgehend vom Mediendiskurs hegemoniale Wissensbestände in den Fokus zu rücken und so einen zeitgenössischen Macht-Wissen-Komplex herauszuarbeiten, in dem Materialisierungseffekte in der Gestalt diskursiv erzeugter Regulierungen und Klassifikationen, aber auch ethisch und moralisch konsolidierter Einstellungen und Wahrnehmungen (z.B. von Fairness, Mütterlichkeit oder originärer Weiblichkeit) bestimmbar werden. Vor diesem Hintergrund wurde das methodische Ziel nach einer »erschöpfenden Erhebung« (Jäger 1997) im Rahmen diskursanalytischer Forschungen fokussiert, welche – wie andere explorativ-qualitative Ansätze – Erkenntnisse im Zuge der Analysen nicht an das Material herantragen, sondern aus dem Material heraus entwickeln und Muster sowie soziale Gesetzmäßigkeiten durch empirische Verdichtungen verdeutlichen. Für die Quellengrundlage bedeutete dies konkret, dass – sofern es die Datenlage zuließ – zunächst Zeitungs- und Onlineartikel so lange erhoben und geprüft wurden, bis die sich in diesen sich zeigenden Positionen wiederholten und damit auf verallgemeinerbare Diskursmuster hinwiesen (auf den Prozess der Prüfung gehe ich im folgenden Abschnitt ein). Für die zu Beginn anstehende Datenrecherche hieß dies, dass sich den untersuchten Diskursen mittels einer möglichst umfassenden Datengrundlage angenähert wurde; gleichwohl wissend, dass sich ein Diskurs nie vollständig erheben lässt. Dies liegt einerseits daran, wie Michel Pêcheux (1969) es als Reaktion auf Foucaults Archäologie beschreibt, stets offen bleibt, wo ein Diskurs exakt anfängt und wo er aufhört; und zum anderen existiert, wie der Diskursforscher Johannes Angermüller (2005) auch konstatiert, eine fortlaufende »Problematik des Interdiskurses« (S. 29), womit er die methodologische Schwierigkeit beschreibt, exakte Aussagen darüber zu fällen, an welchen Stellen andere Diskurse einsetzen und wo die Grenzen von Diskursen entlang verlaufen. Vor diesem Hintergrund sehen sich Diskursanalysen bereits während der Datenrecherche vor die Herausforderung gestellt, durch eine einschränkende Erhebung und unbeabsichtigte Datenauswahl eine unerwünschte »Datenauslese« zu vermeiden, welche sich in der Ergebnisproduktion niederschlägt. Um diese Einschränkung zu vermeiden, empfehlen Jäger (1997, 2007) und Keller (2011a, 2011b) neben einer möglichst umfassenden

Datenerhebung ferner, die Datengrundlage präzise auf das Untersuchungsanliegen zuzuschneiden und das herangezogene Material als auch die Methode der Erkenntnisproduktion transparent zu gestalten und diese offenzulegen.

Diese Zielvorgaben für eine evidenzbasierte und empirisch nachvollziehbare Forschung gelten insbesondere dann, wenn wie in der vorliegenden Arbeit drei unterschiedliche Fallbeispiele als zeitgenössische Diskursereignisse herangezogen werden, deren Erscheinen im Sport sich nicht nur in verschiedenen gesellschaftspolitischen Situationen vollzieht, sondern ferner unter sehr unterschiedlichen Bedingungen des Pressewesens und der Presse- und Meinungsfreiheit bezeugt wird. So ist beispielsweise der Mediendiskurs im Falle Ratjens durch andere Diskurspraktiken der Herstellung von Geschlechter-Asymmetrien und Ungleichbehandlungen der Geschlechter im Sport gekennzeichnet als der im Falle Semenyas, was historisch aus einer sich seit dem 19. Jahrhundert haltenden medizinischen Diskustradition resultiert, in welcher Sport bisweilen zu einer unziemlichen, gesundheitsgefährdenden und insbesondere die Fruchtbarkeit bedrohenden Einrichtung für die Frau und den weiblichen Körper erklärt wurde (vgl. Pfister 2017). Vor diesem Hintergrund sah sich die Forschung im Falle Ratjens bereits bei der Datenrecherche vor die Herausforderung gestellt, einen heteronormativ-asymmetrischen sowie zugleich nationalistisch-propagandistischen Diskurs aufzuarbeiten, in welchem nach Bekanntwerden der Intersexualität einer am Sport teilnehmenden Deutschen verschiedene Maßnahmen eingeleitet wurden, den als problematisch eingestuften Vorfall zu regulieren und vor der nationalen und internationalen Öffentlichkeit zu verbergen.

Bereits während der Recherche fiel somit auf, dass man die Frage nach Ratjens intersexuellem Geschlechtskörper im Kontext des Nationalsozialismus als keine persönliche, herausragende oder individuelle Angelegenheit einer einzelnen Person ansah, sondern dieses als ernsthaftes Problem für die Nation und die über den zeitgenössischen ›Reichssport‹ forcierte nationale Innen- und Außenwirkung einstufte. Vor diesem Hintergrund zeichnet sich die produktive Verschränkung der Strukturkategorien sex, gender und nation im zeitgenössischen Mediendiskurs gerade durch Diskurspraktiken des Nicht-Sprechens über die Intersexualität aus, der Verleumdung, Tabuisierung und Pathologisierung sowie der juristischen Heteronormierung von intersexuellen Körpern, welche ihrerseits eine Ordnung der Geschlechter als leitendes Prinzip korrespondierend mit einer politisch-ideologischen Haltung anleiten und so ein komplexes Diskursfeld als gesellschaftliche Situation realisieren. Konkret zeigte sich dies etwa in einer strategischen Verwebung von rhetorischen, institutionellen sowie körperlichen Praktiken, so dass Ratjen nach erstmaliger Bekanntmachung ihrer*seiner Intersexualität am 19. September 1938 zunächst an Ort und Stelle polizeilich verhaftet, an-

schließlich eingesperrt und über mehrere Tage von einem Arzt auf ihr Geschlecht untersucht und zudem ein Berichterstattungsverbot erlassen wird, in dem es, wie oben bereits angeführt, heißt:

»Ueber Dora Ratjen soll nichts mehr gebracht werden. Eine Mitteilung im Pressedienst des Reichsbundes fuer Leibesuebungen vom 8. Oktober dient nur zur Information. (Aerztliche Meinung, dass sie nicht mehr als Frau Sport treiben koenne).«¹

Diese einzelnen Elemente lassen sich in ihrem Zusammenspiel im Anschluss an Foucault auch exemplarisch als ein Dispositiv begreifen, Machtsysteme mittels eines heterogenen Ensembles zusammenwirkender Machtpraktiken sicherzustellen, an welchen verschiedene gesellschaftliche Einrichtungen wie Presse, Medizin, Sport, Recht und Politik als produktive Parteien beteiligt sind und ein strategisches Bündnis eingehen. Vor diesem Hintergrund zeigte sich, dass auch damalige auflagenstarke Tageszeitungen und Sportfachzeitschriften, wie etwa »Der Leichtathlet«, welcher noch vor Bekanntwerden von Ratjens Intersexualität viel über die*den deutsche*n Hochspringer*in berichtet und sie u.a. in der Septemberausgabe von 1938 auf dem Cover abgelichtet hatte [40], Ratjens Existenz fortan gänzlich verleugneten. Deutlich wurde dies u.a. auch daran, dass Ratjens Name fortan nicht mehr erwähnt wurde, zeigte sich aber auch daran, dass in den abgebildeten Weltrekordlisten die*der vormals im Hochsprung noch auf Rang eins stehende*n deutsche*n Sportler*in nicht mehr zu finden war. Damit handelt es sich in ihrem*seinem Fall – anders als bei Kłobukowska oder Semenya – um einen durch das erlassene Berichterstattungsverbot empirisch stark eingeschränkten Mediendiskurs, gleichwohl gerade die Praxis der Einschränkung die Gewichtigkeit der Person, ihres Geschlechts und Körpers und das Politikum in dieser Sache unterstreicht.

Bei der Datenrecherche kam zudem der Umstand hinzu, dass der Großteil der »Reichsakten« nach dem Zweiten Weltkrieg systematisch vernichtet wurde, so dass erste Medienberichte über Ratjen erst wieder in den 1950er Jahren entstanden. Auch machte sich in den Recherchen die eingeschränkte und politisch vereinnahmte Medienlandschaft im Nationalsozialismus bemerkbar, welche deutlich weniger ausdifferenziert ist als etwa jene, die in der Nachkriegszeit entsteht, wenn 1949 mit der Gründung Westdeutschlands als BRD zahlreiche nach

1 Zsg. 102/12/298/(1) vom 12. Oktober 1938, vgl. hierzu NS-Presseanweisung der Vorkriegszeit Bd. 6/III: 1938, in: Bohrmann & Toepser-Ziegert 1999, S. 957.

US-amerikanischem Vorbild geprägte Verlage und Tageszeitungen wie Der Spiegel, Bild oder die Frankfurter Allgemeine Zeitung entstehen. Vor diesem Hintergrund sah sich die Datenrecherche im Falle Ratjens mit der Aufgabe konfrontiert, zunächst überhaupt Presseartikel zu finden, in denen Bezug auf die Person und bestenfalls auch ihr Geschlecht genommen wurde, welche ja, vom Standpunkt des NS-Regimes gesehen, hätten nie veröffentlicht werden dürfen.

Um angesichts dieser Einschränkungen über eine umfassende Datengrundlage zu verfügen, wurden verschiedene historische Archive aufgesucht sowie digitalisierte Zeitungbestände und Metasuchmaschinen herangezogen. Zusätzlich wurde Kontakt zu Wissenschaftler*innen sowie Bibliothekar*innen hergestellt, die sich auf das Gebiet des NS-Pressewesens spezialisiert haben. Auf diese Weise wurde es möglich, Artikel über Ratjen zu finden, welche sowohl *vor* als auch *nach* dem Erlass des Berichterstattungsverbots veröffentlicht wurden. In einigen wenigen Fällen verstießen diese gegen das NS-Berichterstattungsverbot und nahmen explizit Bezug auf das Thema der Intersexualität; solche Beiträge werden in der gegenwärtigen Forschung noch an keiner Stelle angeführt und stellen wertvolle Zeitzeugnisse dar.

Da in der Untersuchung der Mediendiskurs als hegemoniale Diskursebene betrachtet wird, auf welcher der Bedeutung weiterer (Spezial-)Diskurse und (Macht-)Praktiken nachgegangen wird, wurden ausgehend hiervon weitere Quellen in den Blick genommen. So wird im Mediendiskurs im Falle Ratjens beispielsweise die Notwendigkeit einer ärztlichen Untersuchung eingefordert und somit implizit die Deutungshoheit der Medizin als Aufklärungsinstanz bei ›Problemen‹ im Geschlecht proklamiert. Um die durch diese Aussagen produzierte Notwendigkeit zu überprüfen, wurden ferner die medizinischen Behandlungspraktiken im Umgang mit Ratjen in den Blick genommen und hierzu die damalige Polizeiakte sowie auch das medizinische Gutachten in die Analysen miteinbezogen. Da zudem im Falle Ratjens die zeitgenössische medizinische Praxis der Geschlechtsermittlung und -zuweisung noch primär auf einem Deuten von äußeren Geschlechtsorganen beruhte und diese Praxis implizit der im Mediendiskurs eingeforderten Aufklärung zugrunde liegt, wurden zudem Arbeiten in die Analysen miteinbezogen, welche sich dezidiert mit der medizinischen Behandlung der Intersexualität im frühen 20. Jahrhundert auseinandersetzen. Dieses ganzheitlich angesetzte Vorgehen sollte es ermöglichen, ausgehend vom Mediendiskurs jene Wissensbestände und Praktiken einer empirischen Prüfung zu unterziehen, die an der Normierung und Regulierung der Intersexualität beteiligt sind.

Im Gegensatz zu Ratjen zeichnet sich der Mediendiskurs im Falle Kłobukowskas zwar insgesamt durch eine umfassendere Berichterstattung aus: Im politischen Kontext des Kalten Krieges basiert die Mehrheit der Berichte jedoch

auf einer generalisierenden Kontrastierung von Ost-West-Systemgegensätzen, welche im westlichen Mediendiskurs in verschiedenen Aussagen über insgeheim betriebene Manipulationen kommunistischer Sportler*innen, Dopingvergehen und Geschlechtsbetrug in Erscheinung treten und welche wiederum an Forderungen nach einem ›reineren‹ Sport und hierzu nach der Einführung von exakteren Praktiken der Geschlechtervermessung angeschlossen werden. Auch wenn es sich bei Kłobukowska um eine Sportlerin handelt, deren Geschichte in der bisherigen Forschung weitestgehend unbeachtet blieb, so existieren inzwischen zahlreiche Medienartikel, in welchen Bezug auf die Sportlerin und insbesondere ihren Geschlechtskörper genommen wird. In diesen wird sie in der Regel als erste intersexuelle Person eines sich in der Nachkriegszeit zunehmend professionalisierenden Frauensports dargestellt, welche im Rahmen eines erstmals obligatorisch durchgeführten Sex-Tests als Mann entlarvt werden konnte. Analog hierzu wird ihr Ausschluss von Feststellungen flankiert, die sie als prototypisches Negativbeispiel zur Herausstellung von Systemgegensätzen positionieren und so über die Frage ihrer Zugehörigkeit zu einem Geschlecht und zu einer Nation einen moralisierenden Diskurs begründen, in welchem das gesellschaftliche Potential von Kapitalismus und Kommunismus über ein individuelles Potential im Sport verhandelt wird. Bemaß sich die Datenrecherche im Falle Ratjens somit noch daran, zunächst Artikel zu identifizieren, in denen Intersexualität zum Thema (bzw. auch zum Nicht-Thema) gemacht wurde, war es im Falle Kłobukowskas bereits erforderlich, eine im Hinblick auf das Untersuchungsanliegen sinnvolle Materialzusammenstellung zu definieren. Angesichts der im Forschungsstand erläuterten prekären Forschungslage zu ihrer Person und der noch offenen Forschungsdesiderata in der Intersexforschung stand dabei die Forschungsfrage im Zentrum, ob und wie im zeitgenössischen Mediendiskurs die Differenzmerkmale sex, gender und nation zusammengeführt werden und wie die Diskursfigur der »maskierten Sportlerin aus dem Ostblock« (Wiederkehr 2007) definiert, problematisiert und reguliert wird. Damit bedurfte die Zusammenstellung des Materials einer Spezifikation des Diskurses auf den westlichen, das meint in der Arbeit euroamerikanischen Mediendiskurs. Um über einen aussagekräftigen Materialfundus zu verfügen, wurde in ihrem Fall eine umfassende Datengrundlage basierend auf deutsch- und englischsprachigen Artikeln aus verschiedenen Tages- und Wochenzeitungen unterschiedlicher ›westlicher‹ Staaten (Westdeutschland, USA, Großbritannien) für den Zeitraum zwischen Bekanntwerden von Kłobukowskas Intersexualität nach dem Sex-Test 1966 bis zum Ende des Kalten Krieges festgelegt, welcher auf die Auflösung der Sowjetunion 1991 datiert wurde. Der Blick auf den Mediendiskurs machte zudem die Notwendigkeit einer Reflexion insbesondere medizinischen Wissens und medizini-

scher Praktiken im Umgang mit Intersexualität deutlich: Im westlichen Medientext wird mit Verweis auf Kłobukowskas intersexuellen Körper und die Ost-West-Gegensätze erstmals öffentlich eine Kausalverbindung zwischen Kriminalisierung und Pathologisierung der Intersexualität hergestellt. Vor diesem Hintergrund wird die Intersexualität in den 1960er Jahren mit Verweis auf medizinisches Wissen erstmals nicht nur als ein abweichender, kranker oder männlicher Körper verhandelt, sondern eine ›validierte‹ Männlichkeit gleichzeitig als krimineller Akt, als zielgerichteter Betrugsversuch und programmatisches Einschleusen von Männern in den Frauensport seitens des Kommunismus ausgewiesen. Damit werden Systemgegensätze mit Bezug auf einen als transgressiv markierten Geschlechtskörper zugespitzt und so zugleich eine männliche (Leistungs-) Hegemonie im Sport bezeugt. Gleichzeitig bilden diese Aussagen die zentrale Legitimationsgrundlage dafür, um in den 1960er Jahren die westliche Öffentlichkeit von der Notwendigkeit obligatorischer Sex-Tests zu überzeugen.

Im Falle Semenjas dagegen handelt es sich insgesamt um ein international verhandeltes und vielbeachtetes Diskursereignis, an dessen diskursiver Verhandlung zahlreiche Akteur*innen sowie weitere Instanzen beteiligt sind, neben Medien, Medizin, Wissenschaft und Recht insbesondere die südafrikanische Politik und Öffentlichkeit. Hierfür existieren verschiedene Gründe: Einerseits vollzieht sich die mediale Berichterstattung in ihrem Fall anders als noch bei Ratjen oder Kłobukowska bereits im Medienzeitalter der Digitalisierung und der medienhistorisch gesehen erstmals möglichen globalen Echtzeitkommunikation. Im Material zeigte sich dieser Umstand etwa daran, dass zwischen westlichem und südafrikanischem Mediendiskurs eine Verbindung besteht, diese – mit relativ kurzen Unterbrechungen – Bezug aufeinander nehmen und auf Aussagen aus südafrikanischen Medien, in welchen sich neben Sportfunktionär*innen ferner Politiker*innen sowie Aktivist*innen kritisch äußern, im westlichen Mediendiskurs eingegangen wird und vice versa. Ferner zeigt sich die enge Verschränkung in einem neuen politischen Umgang mit Protest seitens der Weltsportverbände, so dass diese explizit auf die insbesondere im südafrikanischen Mediendiskurs aufscheinende Protestbewegung reagieren und so u.a. die im Falle Semenjas geplante Aberkennung der Goldmedaille widerrufen sowie auch die bis dahin durchgeführten Sex-Tests anschließend außer Kraft setzen bzw. die bislang geltenden Regularien wenig später reformieren. Vor diesem Hintergrund stellte sich auch im Falle Semenjas im Gegensatz zu Ratjen weniger die Frage, *wie* und *wo* Artikel zu finden waren, als vielmehr, wie die Datengrundlage in Anbetracht des Untersuchungsanliegens sinnvoll zu konzipieren ist. Da es sich bei Semenja zudem um die in der Forschung am umfassendsten untersuchte Sportlerin handelt, stellte sich bei den Recherchen ferner die Frage, was im Rahmen der eigenen

Forschungen Neues geleistet werden kann. Der Forschungsstand hat gezeigt, dass Semenyas intersexueller Körper im westlichen Mediendiskurs zwar nach wie vor heteronormativ adressiert und als ein »devianter Körper« (Günter 2017, S. 125) verhandelt wird, offen bleibt jedoch, *wie* eine heteronormative Ordnung diskursiv hergestellt und öffentlich bezeugt wird, welche spezifischen Geschlechtsmerkmale als objektive Kriterien von quasinatürlicher Relevanz positioniert werden und in welcher Beziehung Praktiken der medialen Wissensproduktion mit Praktiken der medizinischen Regulierung, Taxierung, Klassifikation, Behandlung etc. stehen. Ungeklärt bleibt auch, wie die im Falle Semenyas bereits konstatierte Relevanz der Strukturkategorie *race* rhetorisch erzeugt und im südafrikanischen Mediendiskurs bewertet wird und ob bzw. wie in Südafrika hierauf Bezug genommen wird. Um dies zu realisieren, wurde eine umfassende Erhebung des westlichen Mediendiskurses (Deutschland, USA, Großbritannien) sowie des südafrikanischen Mediendiskurses beginnend ab der Leichtathletik-WM 2009 in Berlin vorgenommen. Insgesamt wurden mittels Metasuchmaschinen und digitaler Datenbanken etwa 150 Artikel erhoben, wovon etwas über 30 auf den südafrikanischen Mediendiskurs entfallen. Um sich ferner mit der medizinischen Behandlung und Normierung vertraut zu machen, wurden neben aktuellen biomedizinischen Studien zu Intersexualität ferner die aktuellen Regularien der Weltsportverbände (IAAF 2018) sowie auch die Praxis der im Falle Semenyas angesetzten Hormontests in den Blick genommen. Vor diesem Hintergrund ergibt sich folgende Quellengrundlage für die Analysen des Mediendiskurses.

Abbildung 2: Mediendiskurs

Fallbeispiel	Bezug	Grundlage	Anzahl
Dora Ratjen	Sport frühes 20. Jh. & NS-Sport 1900-1944	Deutschsprachige Printmedien einschl. Österreich in der NS-Zeit	n=~65
Ewa Kłobukowska	Sport im Kalten Krieg 1967-1991	Westliche Printmedien (DE, USA, GB)	n=~120
Caster Semenya	Sport in der Postmoderne seit 2009	Westliche Print- und Onlinemedien (DE, USA, GB) sowie südafrikanische Print- und Onlinemedien	n=~150

SYSTEMATISIERUNG: SICHTUNG UND CODIERUNG

Bei der Datensichtung und Codierung wurde sich an die von Jäger (1997, 2001, 2009) und Link (1999) vorgeschlagenen Schrittfolgen für Diskursanalysen angelehnt, welche sich in Untersuchungen zur Intersexualität im Sport bereits an an-

derer Stelle bewährt haben (Günter 2015, 2017). Ebenso wie die Wissenssoziologische Diskursanalyse, die in der deutschsprachigen Soziologie vor allem von Keller weiterentwickelt wird (Keller 2011a, 2011b), verortet sich dieser Ansatz in Foucaults Theorieparadigma und rückt Diskurspraktiken der Regulierung und Problematisierung in das Zentrum. Für die Operationalisierung des Materials schlägt Jäger mit Foucault vor, den Komplex ›Diskurs‹ in einem ersten Schritt als Aussageformation zu betrachten und den Blick bei der Prüfung der einzelnen Quellen auf die hergestellten Themenbezüge zu richten und der Frage nachzugehen, wie Gegenstände sprachlich produziert, problematisiert und normiert werden. Vor diesem Hintergrund stellte ein wesentlicher Bestandteil der Systematisierung in der Untersuchung zunächst die methodisch angeleitete Herausstellung von im Diskurs produzierten ›Relevanzen‹ innerhalb von »thematischen Bereichen« (ebd.) dar, die in der Untersuchung als zusammenhängende und innerhalb eines Themenkontexts gehäuft auftretende Aussageformationen identifiziert, anschließend zu diskursiven Clustern zusammengefasst sowie zur weiteren Prüfung und analytischen Vertiefung mit einem Code versehen wurden.

Abbildung 3: Sequenzialisierung (Bsp. Ratjen)

S1	»Noch Einmal: Bub oder Mädels?	
S2	Im Zusammenhang mit dem <u>bedauernswerten Fall</u> der	• Heteronormierung
S3	<u>Leichtathletin Ratjen</u> , der Meistertitel und Rckorde aberkannt	• Emotionalisierung
S4	werden mussten, weil sie nicht berechtigt war, in Wettbewerben	• Heteronormierung
S5	<u>für Frauen zu starten</u> , veröffentlicht eine Wiener Tageszeitung	• Klassifizierung
S6	eine Zuschrift, in der die Frage aufgeworfen wurde, ob Rckorde	
S7	und Meisterschaften wirklich so wichtig seien, daß deshalb eine	
S8	bedauernswerte Person öffentlich bloßgestellt und sogar den	• Moralisierung/ Emotionalisierung
S9	Spotte preisgegeben werden müsse.«	

Grundlage hierfür stellte die Gliederung einzelner im Vorfeld über Wiederholungen als relevant eingestufte Textpassagen in Sequenzen dar, in denen der im Fokus der Arbeit stehende Untersuchungsgegenstand (Geschlecht, Intersexualität) sprachlich in bestimmter Weise zum Thema gemacht wurde. Ziel dieses Vorgehens war es, in Anlehnung an sequenzanalytische Verfahren eine Sensibilisierung dafür zu schaffen, um das ›Offensichtliche‹ zu hinterfragen und zu überschreiten und so implizite Deutungsweisen herauszustellen. Diese Passagen wurden anschließend einer mehrstufigen Interpretation unterzogen, neben eigenen interpretativen Leistungen u.a. im Rahmen mehrerer Data Sessions, bei denen gemeinsam Deutungen am Material entwickelt wurden. Ergänzt wurde dieser Prozess mit zahlreichen handschriftlichen Notizen, spontanen Einfällen, neu-

en Ideen etc. Ziel dieses Vorgehens war es, relevante und die in einer Zeit geltenden Deutungen am Text zu identifizieren und hierzu fortlaufend weitere Perspektiven miteinzubeziehen.

Abbildung 4: Codierung (Bsp. Ratjen)

Codes	Modus Operandi	Aussagen
Code #1	Heteronormierung	Aussagen über Geschlechter- und Körpergrenzen
Code #2	Naturalisierung	Aussagen über politische Bedeutung von Weiblichkeit
Code #3	Pathologisierung	Aussagen über Intersexualität als medizinisches Problem
Code #4	Internationalisierung	Aussagen über Intersexualität als internationales Problem
Code #5	Klassifizierung	Aussagen über neue Klassifikationssysteme im Sport

Auf diese Weise ließen sich im Zuge einer ersten Systematisierung sequentielle Textabschnitte durch Wiederholungen als relevante Sinnabschnitte identifizieren, welche zur weiteren Vertiefung anschließend in eine softwaregestützte Datenbank übertragen und unter Berücksichtigung neuer Erkenntnisse sowie weiterer Forschungen zum Thema fortlaufend weitergedacht wurden. Dieses Vorgehen ermöglichte es in einer ersten Prüfung die sich wiederholenden Aussagen in verdichteter Form abzubilden und so diskursive Schwerpunktsetzungen zu identifizieren. Hierzu wurde die für die Erstellung größerer Literaturdatenbanken vorgesehene Literaturverwaltungssoftware Citavi zweckentfremdet, welches es durch seinen mehrbigen Aufbau ermöglicht, softwaregestützt Codes für eine vertiefende Analyse abzubilden und hier direkt mit weiteren Ideen, Anmerkungen und Forschungsergebnissen zu verflechten. Auf diese Weise konnte ein heterogener Wust an Informationen innerhalb spezifischer relevanter Diskursmuster eingeordnet und systematisiert werden. Dieses Vorgehen hat sich im Rahmen der eigenen Analysen als sehr produktiv bewährt.

Abbildung 5: Operationalisierung der Codes (Bsp. Semenya)

The screenshot displays a qualitative data analysis interface. On the left, a tree view shows the following structure:

- Analysen
 - Castor Semenya (13)
 - Analyse (175)
 - Geschlecht und Leistung (40)
 - Hegemonie »männlicher« Hormone (43)**
 - Sex und Sexuality (21)
 - Othering of »Race« (81)

On the right, a list of text excerpts is shown, each preceded by a small icon. The excerpts are organized into sections:

Aussagen: Bedeutung männlicher Hormone als Leistungsträger

- Hoadi: Kritik an Auffassung von Geschlecht des IAAF
- Hoadi: Kritik an kausalistischer Geschlechter-Verortung
- Braidotti: Reproduktion eines körperzentrierten symbolischen Zweigeschlechtersystem
- Sex-Test: Produziert positivistischen Aufklärungsgedanken
- Leistung und Hormone werden kausalistisch verknüpft
- Semenya »hat« Hyperandrogenismus: »Erhöhtes« Testosteron gilt als unfair advantage
- Frauen mit hohen Testosteronwerten haben Vorteil
- Testosteron wird per se als männliches Hormon und der CAS und IAAF als höchste Kontrollinstanz der Vernüchlichung positioniert
- Intersexualität gilt als »Erfolgsfaktor«
- (Deutungsmacht biowissenschaftlicher Diskurse): In allen westlichen Beiträgen gilt Semenya als »hyperandrogene« Sportlerin
- Semenyas Testosteronwert wurde angeblich gesenkt und sie tritt seit 2015 wieder mit einem »natürlichen Hormonhaushalt« an
- Semenya gilt als überlegen, da sie sich der binären Strukturkategorie von Mann/Frau entzieht
- Hyperandrogenismus und Erfolg werden kausal verquicket
- Semenyas Körper produziert »an abnormally high amount of testosterone«
- Semenya: Hohe Testosteronlevels = »unfair advantage« -> Leistung und Unweiblichkeit wird in eine Kausalbeziehung übertragen
- Endokrinologe Sven Diederich sieht klare Trennlinie entlang von Testosteron vor
- Semenya »dreimal so viel Testosteron« = Erfolgsfaktor
- Semenya rufe nicht ihr biologisches Potential ab
- Kausalverbindung zwischen Leistung, Erfolg und Hormonen
- Intersexualität sei unter Hochleistungsportlerinnen 140x höher
- Zukunftsvision: Talentscouts halten nach Frauen mit hohen Testosteronwerten Ausschau
- Mediendiskurs greift einseitige Rezeption des Fachdiskurses auf
- Liotaud: Leistung wird dichotomistisch gedacht: Semenya fällt durch eine »extra ordinary« Leistung aus der normalen Verteilung
- Natürliche Überlegenheit

Aussagen: Ansichten von Konkurrentinnen

- Jenny Simpson empfindet Semenyas Erscheinung im Frauensport als »Kontroverse«
- Joanna Harper, IOC Genderfragen, Intersexualität problematisch
- Joanne Harper, Transfrau, problematisiert Testosteron
- Salo deutet die verschiedenen Kommentare der Konkurrentinnen als diskursive Normalisierungsstrategien
- Lindsay Shird: Als Athletin und Expertin (Dissertation zum Thema »Hyperandrogenismus«) als Betroffene und Sachkundige ausgewiesen
- Joanna Harper, IOC Expertin für Gender Issues, behauptet Hälfte der Teilnehmer*innen sei intersexuell

Aussagen: Geschlechtliche Uneindeutigkeit

- Semenya ist in einer diskursiven Zweikmühle
- Hoadi: Semenys Gender Variance ist Produkt eines Diskurses der »variance«
- Kausalverbindung: Semenya Testosteron gesenkt, nun nicht mehr erfolgreich
- Hohe Testosteronwerte werden als »leidvolles Geschenk« und die Position des IAAF als schwere Bürde adressiert
- Die Aussetzung der IAAF Regulations wird für Semenys Comeback verantwortlich gemacht

Aussagen: Kritische Positionen zu Intersexualität

Die in Abbildung 5 gezeigte »Operationalisierung der Codes« macht den Codierungsprozess am Beispiel Semenya innerhalb eines analytischen Unterpunkts (»Hegemonie »männlicher« Hormone«), welcher wiederum eine aus dem Diskurs herausgearbeitete Aussageformation darstellt, deutlich. Es findet sich ein Auszug aus der Clusterung der unter diesem Code subsummierten Aussageformationen, u.a. Aussagen über die »Bedeutung männlicher Hormone als Leistungsträger«, »Ansichten von Konkurrentinnen« sowie Aussagen zu Semenys »geschlechtlicher Uneindeutigkeit«. Die jeweiligen unter den Punkten eingefügten Inhalte (unter den fett markierten »Aussagen«) wiederum stellen den Kern und Bezugspunkt der jeweiligen Aussagen dar; sie sind das, was in der Verschriftlichung der Analyse als empirische Referenz und »Beleg« angeführt wird und an der jeweiligen Stelle mit weiteren Ansätzen und Überlegungen aus der Forschung in die Tiefe gedacht wurde. Zudem wurde es durch diese untergliedernde Praxis möglich, neben einem ausschließlich rekursiven Vorgehen die Relevanz weiterer Wissensbestände zu erkennen, welche sich im Diskurs hinter im- und expliziten Aussagen verbergen, etwa Verweise auf die Notwendigkeit eines invasiven Ein-

griffs in den Körper, Aussagen über die Bedeutung neuer Rechtsregelungen, Aussagen über natürliche (das meint in erster Linie physisch determinierte) Leistungsungleichheiten etc. Damit ließen sich über den Mediendiskurs verschiedene Informationsträger als Medien der Bedeutungskonstruktion sichtbar machen und diese innerhalb eines komplexen Prozesses der Geschlechternormierung als relevante Wissenssysteme ausweisen.

Konkret bestand der Sichtungs- und Codierungsprozess somit darin, durch eingehende Prüfung von Aussagen eine Verdichtung dieser zu Aussageformationen vorzunehmen und so im Zuge eines softwaregestützten fortlaufenden Forschungsprozesses sukzessive herauszustellen, wie, wo und welche Relevanzen hergestellt und diese rhetorisch abgebildet wurden. Diese wurden anschließend unter Hinzuziehung weiterer Forschungen zu verallgemeinerten Diskursmustern verdichtet. Damit wurde die Sichtung und Codierung zu einem Prozess des fortlaufenden Vergleichens, Weiterdenkens, Suchens, Clusterns, Vertiefens und Kontrastierens, was anschließend durch systematische Verknüpfung der Daten untereinander, der Erfassung und Prüfung eigener Überlegungen sowie ihrer weiteren theoretischen Fundierung umfassende Einblicke darin eröffnen konnte, wie Diskurspositionen geformt, aber auch reproduziert und legitimiert werden.

VALIDIERUNG: ANALYSE UND GENERALISIERUNG

Die anschließende Validierungsphase bestand darin, die im Rahmen der Systematisierung vorgenommene Clusterung zu allgemeinen Schlussfolgerungen zu verdichten, diese durch Anschluss an weitere Forschungen u.a. aus der interdisziplinären Intersexforschung, Geschlechterforschung sowie aus der Medizin und Sexualforschung weiter zu denken und so die im Zuge der zirkulären Ergebnisproduktion gewonnenen Erkenntnisse unter Rekurs auf weitere Überlegungen zu validieren. Konkret bedeutete dies, dass die zu Clustern zusammengefassten Aussageformationen zielgerichtet innerhalb von Citavi bearbeitet und die einzelnen zusammengefassten Kategorien in diesen mit weiteren Überlegungen und Ansätzen vertieft wurden. In diesem Zuge wurden die herausgestellten Diskursmuster sortiert und für eine anschließende Verschriftlichung vorbereitet.

Abbildung 6: Analyseprozess (Bsp. Semenya)

Aussagen: Bedeutung männlicher Hormone als Leistungsträger	
 Hoad: Kritik an positivistische Auffassung von Geschlecht innerhalb der IAAF von Seiten der kritischen Wissenschaften	
 Hoad: Kritik an kausalistischem Denken	
 Braidotti und Rose: Reproduktion einer symbolischen Zweigeschlechtersystem	
 Sex-Test und Zweigeschlechtersystem produziert positivistischen Aufklärungsgedanken	
 Leistung und Hormone werde kausalistisch verknüpft	
 Semenya hat Hyperandrogenismus, Testosteron, unfair advantage	
 Frauen mit hohen Testosteronwerten haben Vorteil	
 Testosteron gilt als per se männliches Hormon und der CAS und IAAF als höchste Kontrollinstanzen	
 Intersexualität als Erfolgsfaktor	
 (Deutungsmacht biowissenschaftlicher Diskurse): In allen westlichen Beiträgen gilt Semenya als eine hyperandrogene Sportle...	
 Behauptung, dass Semenyas Testosteronwert gesenkt wurde und sie seit 2015 wieder mit natürlichen Hormonhaushalt antre...	
 Semenya gilt als überlegen, da sie sich der binären Strukturkategorie: Mann/Frau entzieht	
 Hyperandrogenismus und Erfolg wird kausal zusammengedacht	
 Semenyas Körper produziert "an abnormally high amount of testosterone"	
 Semenya hohe Testosteronlevels, hat "unfair advantage", Leistung und Unweiblichkeit wird in eine kausalbeziehung übertrag...	
 Semenya gilt als Frau mit hohen Testosteronwerten, was als "unfair advantage gilt"	
 Der Berliner Endokrinologe Sven Diederich sieht klare Trennlinie entlang von Testosteron; pathologisierende Position	
 Semenya dreimal so viel Testosteron = Erfolgsfaktor	
 Semenya ruft nicht ihr biologisches Potential ab	
 Kausalverbindung zwischen Leistung, Erfolg und Hormonen	
 Intersexualität ist unter Hochleistungssportlerinnen 140x mal höher	
 Zukunftsvision: Talentscouts halten nach hohen Testosteronwerten Ausschau	
 Mediendiskurs greift einseitige Rezeption des Fachdiskurses auf	
 Liotard: Leistung wird dichotomistisch gedacht: Semenya fällt durch eine "extra ordinary" Leistung aus der normalen Verteilu...	
 Natürliche Überlegenheit	

Beispielhaft lässt sich dies an der im Mediendiskurs zu Semenya identifizierten Aussageformation in Abbildung 6 und hier unter dem Punkt: »Aussagen: Bedeutung männlicher Hormone als Leistungsträger« veranschaulichen. Die einzelnen Punkte zeigen, wie innerhalb einer Aussageformation spezifische Textpassagen, welche sich hinter den einzelnen Punkten (blau) als Zitationen, Anmerkungen, Ideen, Überlegungen etc. verbergen, mit Überlegungen aus der Forschung ergänzt werden. So steht etwa unter dem Punkt »Mediendiskurs greift einseitige Rezeption des Fachdiskurses auf« (dritter Punkt von unten) eine bestimmte Positionierung im Mediendiskurs, welche anschließend mit weiteren Überlegungen weitergedacht und präzisiert wurde; hier mit einem Ansatz von Philippe »Liotard: Leistung wird dichotomistisch gedacht: Semenya fällt durch eine ›extra ordinary‹ Leistung aus der normalen Verteilung.« Klickt man jetzt auf einen der Punkte, gelangt man zu den jeweiligen dahinterstehenden Aussagen bzw. auch Überlegungen, welche so im zirkulären Forschungsprozess fortlaufend miteinander verwoben werden konnten. Hinter dem erstgenannten »Mediendiskurs greift ... auf« verbirgt sich dann folgendes Zitat inklusiver eigener Notizen und Anmerkungen aus der Systematisierung:

»Kurz vor der WM in diesem Jahr in London veröffentlichte die IAAF eine Studie [*Wissenschaftliche Objektivierung*], die belegen soll, was in Fachkreisen seit vielen Jahren bekannt ist [*Generalisierung/Normalisierung*]: Dass Frauen mit erhöhten Testosteronwerten besser sind [*Naturalisierung, Legitimation/Primat männlicher Hormone*]. Im Bereich von 1,8 bis 4,5 Prozent [*Objektivierung durch Quantifizierung*] beziffert die Studie die Vorteile durch erhöhtes Testosteron [*Pathologisierung durch Hierarchisierung*]. Bald schon dürfte erneut darüber entschieden werden, ob und – wenn ja – unter welchen Bedingungen Semenya starten darf.« [8: aus Semenya-Teil]

Klickt man nun auf den Punkt darunter, »Liotard: Leistung wird ...« findet sich die folgende Zitation, welche in der Verschriftlichung entweder in direkter Form oder in einer zusammenfassenden Paraphrasierung für eine Vertiefung platziert wurde und die sich auf den vorangegangenen Punkt bezieht:

»But athletes such as Caster Semenya (or Pistorius and, more recently, Markus Rehm) are problematic because they generate extra-ordinary performances that do not fall within the normal distribution of results. Their difference is then seen as an unfair advantage by other competitors, as is highlighted in this volume by Maugeri and Camporesi.« (Liotard 2016, S. 17).

Diese Vorgehensweise ermöglichte es, die zu Clustern zusammengefassten Aussageformationen einerseits als spezifische Diskursmuster zu kennzeichnen, in welchen Geschlechter und ihre Körper rhetorisch in bestimmter Weise als problematisch markiert wurden und diese gleichzeitig in einer anschließenden Validierungsphase mittels Anbindung an weitere Forschungen zu vertiefen. Zudem wurde es durch diese Form einer dichten Beschreibung und Bearbeitung möglich, den Einfluss weiterer Praktiken der Regulierung im Blick zu behalten, im oben genannten Fall etwa die medizinisch fundierte Herstellung von »unfair advantage« über eine heteronormative Deutung von als »männlichen Hormonen« sichtbar gemachten Konditionen als Leistungsträger. In diesem Zuge wurden verschiedene Hypothesen im Arbeitsprozess fortlaufend korrigiert und modifiziert, wodurch es möglich wurde, ein insgesamt differenziertes Bild vom zeitgenössischen Diskurs zu zeichnen und Schwerpunktsetzungen und implizite Deutungen durch systematisierte Identifikation von Diskursmustern herauszustellen. Die einzelnen Gliederungspunkte im Ergebnisteil spiegeln somit die analytisch gewonnenen Schwerpunkte wider, welche unter Einbezug weiterer Forschungen in Textform übertragen wurden.

Gendering | Intersexualität

Forschungen, die sich dem Thema »Intersexualität« annehmen, betreten einen sensiblen Bereich. Seit den 1990er Jahre tun sich intersexuelle Personen, von denen viele bereits in ihrer Kindheit traumatische Erfahrungen im Rahmen einer medizinischen »Normalisierung« gemacht haben, zusammen und setzen sich für eine neue Form der Selbstbestimmung ihres intersexuellen Geschlechts ein. Unterstützt wird ihr politisches Anliegen von Seiten der kritischen Forschung, welche mit Bezug auf den klassifikatorischen Stellenwert von Geschlecht betont, dass es sich nicht nur bei chirurgischen und hormonellen Eingriffen, sondern bereits bei einer binär angelegten Erforschung von Geschlechtskörpern um Praktiken der Materialisierung handelt, die unmittelbar mit einem geschlechtlichen Selbst verbunden sind und sich in einem spezifischen Selbst- und Körpererleben niederschlagen, etwa anders, krank, abnorm, »dazwischen« oder irgendwie unstimmig zu sein (vgl. Lang 2006). Vor diesem Hintergrund weist die Intersex-Community seit der sich in den 1990er Jahren vollziehenden »Intersex-Bewegung« (Voß 2012) darauf hin, wie wichtig auch Sprache ist, insbesondere die der Humanwissenschaften, um mittels eines bestimmten »Sprechens-Über« nicht nur Diskriminierungen zu vermeiden, sondern ferner einen gesellschaftlichen Denk-Raum zu erzeugen, in dem intersexuelle Personen als Menschen mit einem eigenen Geschlecht in Erscheinung treten. Die kritische Bewegung leitete somit ein gesellschaftliches Umdenken ein, das sich neben Kritik am medizinischen und juristischen Umgang zu üben insbesondere mit Fragen der geschlechtergerechten Sprache beschäftigt und hierzu zunächst die konstitutive Relevanz von Anreden in den Fokus rückte. Beispielsweise sind aktuell verschiedene Sprachwissenschaftler*innen in Zusammenarbeit mit sprachgewichtigen Einrichtungen, wie etwa der Duden-Redaktion oder dem Rat für deutsche Rechtschreibung, um Lösungen bemüht, zukünftig auch jene Geschlechter adäquat zu adressieren, die außerhalb des Binären existieren [5,6,7].

Vor diesem Hintergrund hat sich ein Gendering sowohl an einer Sensibilität des Themas als auch an dem eingeforderten Recht auf Selbstbestimmung intersexueller Personen zu orientieren. Dies gilt nicht nur für jene Menschen, die sich selbst, ihre Körper und Sexualitäten außerhalb der Geschlechterbinarität verorten und sich als intersexuell, trans* oder »non binary« begreifen, sondern auch für jene, die sich weiterhin in eine traditionelle heteronormative Ordnung als Frau oder Mann einfügen und so, mit dem Sexualforscher Volkmar Sigusch (1992), angesichts einer aktuell beobachtbaren zunehmenden Ausdifferenzierung der Kategorien als »cisgender« begreifen.

In diesem Sinne wird in der vorliegenden Arbeit ein Gendering herangezogen, welches sich in erster Linie an der geschlechtlichen Selbstzuordnung der Personen und ihrem eingeforderten Recht auf Selbstbestimmung orientiert. Um sprachlich jene Geschlechter außerhalb des heteronormativen Rasters zu adressieren, wird in der Arbeit ein Gendergap in Form eines »*« gesetzt: Personen, die im Blick der westlichen Medien und Medizin als »hyperandrogen«, »intersexuell« oder Personen »mit« »DSD« eingestuft werden, sich selbst aber als eindeutig weiblich oder männlich begreifen, werden entsprechend ihrer Selbstzuordnung als Männer und Frauen bzw. Sportler und Sportlerinnen und nicht als Sportler*innen adressiert. Damit wird im Folgenden ein dynamisches Gendering herangezogen, mit dem Ziel, objektive Klassifikationen durch subjektive Lebenswirklichkeiten zu ersetzen: So ist medizinisch gesehen Ewa Kłobukowska zwar intersexuell, weil ihr Körper innerhalb einer binär-naturalistischen Klassifikation einen Chromosomensatz außerhalb der Heteronorm besitzt; sie selbst jedoch, wie aus mehreren Interviews bekannt ist, begreift sich als eindeutig weiblich. Gleiches gilt für Caster Semenya. Beide Personen werden in der Arbeit somit als »Frauen« und »Sportlerinnen« adressiert. Eine Ausnahme stellt dagegen die*der deutsche Hochspringer*in Dora Ratjen dar, die im Rahmen einer ärztlichen Untersuchung angibt, sich selbst als »Zwitter« zu sehen (Heydrich-Bericht 1938, S. 4). Diese Form der sprachlichen Adressierung wird auf weitere in ihrem Geschlecht potentiell heterogene Gruppen ausgeweitet, deren geschlechtliche Selbstzuordnung sich nicht exakt voraussagen lässt, wie etwa Student*innen, Ärzt*innen, Sportler*innen etc. Um ferner sprachliche Suggestionen durch Setzen geschlechtsspezifischer Artikel zu vermeiden (z.B. durch der, die; einer, eine) wird auch hier ein Gendergap gesetzt. Somit ist dann im Falle Ratjens etwa die Rede von der*dem Sportler*in.

INTERSEXUALITÄT

In einer diskurstheoretischen Arbeit, welche Diskurse und damit immer auch Praktiken des Sprachgebrauchs als Produktionsstätten von Differenz, Macht und Wirklichkeit betrachtet, bedarf der im Zentrum stehende Terminus »Intersexualität« einer Erläuterung. Denn diskurstheoretisch betrachtet ist seine Verwendung keineswegs unproblematisch.

Dies liegt im Wesentlichen in zwei Aspekten begründet: Einerseits zielt eine genealogische Reflexion darauf ab, die mit der Entstehung und Etablierung spezifischer Sprechweisen einhergehenden und aus diesen resultierenden Normierungen und Klassifikationen herauszuarbeiten. In diesem Sinne stellen diskurstheoretische Arbeiten methodisch angeleitete Verfahren dar, die sich zum Ziel setzen, sich von den in einer Zeit erzeugten Begriffen zu distanzieren und zu entfremden, um die sich hinter ihrer Erscheinung existierende konstitutive Dimension sowie die mit ihrer Erscheinung verbundenen sozialen Folgen freizulegen. Übernimmt man nun leichtfertig den primär biomedizinisch besetzten Terminus »Intersexualität«, welcher das Zentrum der vorliegenden Untersuchung darstellt, besteht das Risiko, selbst jene Deutungseinlagerungen zu affirmieren, die eigentlich im Fokus der eigenen Untersuchungsbemühungen stehen. Andererseits besteht das Risiko, in einer Studie, die sich selbst als kritisch begreift, durch einen allzu unüberlegten Einsatz von Sprache jene Menschen unpassend zu adressieren, die sich selbst von solchen Beschreibungen distanzieren bzw. weitere Begriffe wie »Hermaphroditismus« oder »Androgynie« sowie mitunter alternative Umschreibungen zur Verdeutlichung ihrer geschlechtlichen Selbstzuordnung heranziehen; z.B. Vergleiche mit Lichtfacetten (vgl. hierzu Krämer 2018b). Um sprachliche Diskriminierungen zu vermeiden, wird im Folgenden eine kurze Begriffsbestimmung erfolgen und anschließend eine alternative, entpathologisierte Definition für den Begriff der Intersexualität vorgeschlagen.

Der Terminus »Intersexualität« entsteht im frühen 20. Jahrhundert im Kontext der biomedizinischen Forschung und wurde von dem deutschen Biologen Richard Goldschmidt (1916, 1917) zunächst im Rahmen seiner Arbeiten an Motenpopulationen geprägt. Er setzt sich zusammen aus dem lateinischen Präfix »inter« für zwischen sowie »sexus« für Geschlecht und bedeutet übersetzt »Zwischen-Geschlecht«. Bei seinen Forschungen hatte Goldschmidt Individuen ausgemacht, die biologisch weder eindeutig männlich noch weiblich, sondern, wie er es erstmals nannte, »intersexuell« waren (auf diesen Punkt wird im Zuge der Analysen noch näher eingegangen). In einer genealogischen Betrachtung stellt die Entstehung des Terminus »Intersexualität« gleichzeitig die Folgeerscheinung einer sich seit der Aufklärung vollziehenden zunehmenden Objektivierung der

Welt dar, die sich auf Seiten der naturwissenschaftlichen Geschlechterforschung des 18. und besonders des 19. Jahrhunderts in einer zunehmenden Ausweitung von Praktiken der ontologisierenden ›Verzweigeschlechtlichung‹ des menschlichen Körpers zeigt (hierzu Foucault 1978a; Voß 2012). Diese Entwicklungen schließen an das an, was Thomas Laqueur (1990) bereits im Rahmen seiner einflussreichen Arbeiten als Entstehung eines »two-sex-models« in den westlichen Kulturen beschreibt und womit er jene historische Episode umgrenzt, in der die Vorstellung von einer natürlichen Zweigeschlechterordnung erstmals umfassend mittels experimenteller und invasiver Praktiken als Naturgesetzmäßigkeit bezeugt wird. Wie Foucault hieran anschließend in seinen Ausführungen zu Hercule Barbin auch gezeigt hat, liegen diesem Prozess zwei zentrale Annahmen zugrunde, die in dieser Zeit mittels verschiedener Praktiken materialisiert werden: Zum einen wurde in verschiedenen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Einrichtungen angenommen, dass so etwas wie ein ›wahres Geschlecht‹ existiert, welches jeder Mensch besitzt und welches wiederum jeden Menschen quasi von seinem Inneren heraus bestimmen würde; etwa in seiner Geschlechtsidentität. Zum anderen wurde (bzw. wird nach wie vor) angenommen, dass es im Interesse der jeweiligen intersexuellen Personen selbst sei, dieses ›wahre Geschlecht‹ anzuerkennen bzw. sie diesem anzupassen, was u.a. mit fehlender sozialer Anerkennung und Akzeptanz sowie auch damit begründet wird, dass ansonsten keine funktionierende heterosexuelle Partnerschaft möglich sei. In diesem Sinne verweist die medizinische Verhandlung der Intersexualität auf das, was sich im Rahmen einer naturwissenschaftlich fundierten ›Krankheitsdiagnostik‹ mit Volker Rittner (1982) auch als »Konstruktion des ›Nur-Körpers‹« beschreiben lässt und womit er die systematische Trennung des Körpers einer Person von der Person selbst beschreibt. Gleichzeitig existieren ähnliche Positionen bereits an anderer Stelle und sind in einen allgemeinen soziologischen Diskurs eingebettet: So beschrieb bereits Goffman, dass der medizinische Umgang mit Patient*innen aufgrund ihrer starken Körperfokussierung dem einer »Unpersonen-Behandlung« (Goffman 2009, S. 97) gleicht und führt im Rahmen seiner ethnographischen Studien aus, dass Patient*innen zuweilen so behandelt würden, »als seien sie überhaupt nicht da, als Objekte, die keines Blickes würdig sind.« (Ebd.)

Dass es sich bei der »Intersexualität« um eine grundsätzliche Erfindung des westlich-medizinischen Diskurses handelt, welcher in den letzten Jahrzehnten statt der Anerkennung von Geschlechtervariationen vornehmlich ein Wissen über Krankheiten ausdifferenziert hat, zeigt sich bereits daran, dass in anderen Kulturen mitunter seit vielen Jahrhunderten eigene Kategorien für weitere Geschlechter existieren und diese, mit ihren kulturspezifischen Freiheiten und Einschränkungen, zuweilen als Angehörige eines dritten Geschlechts erfasst wer-

den; darunter die indischen »Hijra«, die »Chanith« im Oman, die thailändischen »Kathoey«, die »Fa'afafine« Samoas oder die sog. »Two-Spirit« unter den nord-amerikanischen Ureinwohner*innen.

Unter dem Einfluss westlich-medizinischer Forschungen stellt der Begriff »Intersexualität« inzwischen jenen Begriff dar, der in der internationalen Forschung am etabliertesten ist. Er rangiert neben Begriffen wie der speziell im deutschsprachigen Raum verwendeten Bezeichnungen »Intergeschlechtlichkeit« bzw. auch »inter*« sowie der in der internationalen klinischen Forschung und im Sport herangezogenen Abkürzung »DSD« für »Disorders of Sex Development« bzw. auch »Differences of Sex Development« (vgl. Schweizer & Richter-Appelt 2012). Medizinisch wird »Intersexualität« im International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems (ICD) der WHO im Unterbereich ICD-10-GM-2019 in Kapitel XVII den sogenannten »Sexualdifferenzierungsstörungen« zugeordnet und wie folgt definiert: »Angeborene Fehlbildungen, Deformitäten und Chromosomenanomalien, auch angeborene Fehlbildungen der Genitalorgane, insbesondere ein unbestimmtes Geschlecht und Pseudohermaphroditismus.«¹ Vor diesem Hintergrund umfasst »Intersexualität« als moderne medizinisch-pathologische Bezeichnung zur Klassifikation von »Individuen mit gestörter somatosexueller Differenzierung« (Westenfelder 2004, S. 379) heterogene Erscheinungen des Geschlechtskörpers, welche ihrerseits namentlich als spezifische Untersyndrome erfasst werden.

Die medizinische Klassifikation umfasst somit zusammenfassend:

- Menschen mit chromosomalen Variationen (bei dem sog. »Klinefelter-Syndrom« z.B. 47,XXY)
- Menschen mit Variationen der äußeren Geschlechtsorgane (welche in der Medizin als »ambigue Genitalien« bezeichnet werden)

1 Auch die Angaben zur Häufigkeit intersexueller Geburten variiert und hängt stark davon ab, auf welche Region sich bezogen wird. Die Biologin Anne Fausto-Sterling (2000) konstatiert 1,728 Geburten auf 100 Geburten. Medizinische Häufigkeiten variieren in ihren Angaben zwischen 1:1000 bis 1:2000. Das sog. »Fehlbildungsmonitoring Sachsen-Anhalt« von 2016 gibt eine Größenordnung von 0,5 bis 1 je 1000 Geburten an.

- Menschen mit gonadalen Variationen (z.B. »Fehlen« von Hoden bei »Jungen«, oder »getrennten« Keimdrüsen mit einzelnen Organen, die jeweils als Hoden und Ovar gekennzeichnet werden)
- Menschen mit hormonellen Variationen (z.B. ein als stark erhöhter Testosteronwert definierter Hormonspiegel bei »Frauen«, der als Hyperandrogenismus bezeichnet wird)

Aufgrund seiner biomedizinischen Herkunft und der mit diesen Forschungen verbundenen Umgangsformen ist der Terminus »Intersexualität« nicht unumstritten, so dass dieser von einigen Personen abgelehnt wird. Wie sich etwa der Website der Intersexuelle Menschen e.V. entnehmen lässt, wird dies von Seiten intersexueller Menschen in erster Linie damit begründet, dass eine medizinische Klassifikation in zwei Geschlechter zu existenziellen Problemen führen kann.

In ihrer Position heißt es:

»Viele intersexuelle Menschen, Transgender sowie einige kritische Wissenschaftler argumentieren hingegen, dass die Vorstellung von genau zwei sauber unterscheidbaren Geschlechtern (siehe Heteronormativität) falsch sei. Sie sind der Ansicht, dass die Festlegung auf eines der beiden gegenpoligen Geschlechter oft zweifelhaft sei und zu starken physischen und psychischen Beeinträchtigungen führen könne. In der Regel handele es sich bei einer Festlegung um einen durch sozialen Druck entstandenen Wunsch des Umfeldes und nicht um ein Bedürfnis der Betroffenen selbst. Die entsprechenden pädagogischen Maßnahmen werden abgelehnt, da sie bei den Kindern zu unmäßigem Druck führten und durch das Verschweigen der Hintergründe die psychische Verwirrung noch verstärkten.«²

In der vorliegenden Arbeit wird der Terminus »Intersexualität« herangezogen, um die im Medien- und Medizindiskurs produzierten und sich transformierenden Deutungshoheiten sprachlich auszuweisen und zu benennen und damit immer auch die Entstehung und den Wandel von Begriffen, Definitionen und Behandlungspraktiken herauszustellen. Vor diesem Hintergrund stellt der Terminus »Intersexualität« zwar einen medizinisch-pathologisierenden Begriff dar, in der Untersuchung soll aber gerade jener Prozess verdeutlicht werden, wie Praktiken der Pathologisierung am Beispiel des Sports in einen quasinormalen Bereich über-

2 »Intersexualität, was ist das?« Webseite der Intersexuelle Menschen e.V. vgl. www.im-ev.de/intersexualitaet (zuletzt: 18.07.2019)

führt und somit legitimiert, also normalisiert werden. Damit stellt sich für die vorliegende Arbeit die Herausforderung, bei der Verwendung des Begriffs einerseits einen medizinischen Diskurs nicht unreflektiert zu lassen und gleichzeitig eine pathologisierende Deutung zu vermeiden. Um Intersexualität als keine pathologische Erscheinung, sondern als eine weitere und eigene Geschlechtervariation zu begreifen, wird an dieser Stelle in deutlicher Abgrenzung zu einer pathologisierenden Diskurstradition eine entpathologisierte Definition vorgeschlagen, die dem Verständnis des Autors entspricht:

Der biomedizinisch geprägte Begriff »Intersexualität« beschreibt eine weitere neben »weiblich« und »männlich« existierende natürliche Geschlechterkategorie, welche die Geschlechtsidentität und den Geschlechtskörper einer Person auf der Grundlage biologischer Merkmale wie Chromosomen, Genitalien oder Hormonen nicht als männlich *oder* weiblich bzw. in einer pathologisierenden Ausgrenzung als Abweichung, Abnormität, Störung oder Krankheit identifiziert, sondern als eine Variation von Geschlecht mit einer eigenen sozialen und psychischen Existenz anerkennt.

